



Isaïe,

Lev. III.

III.

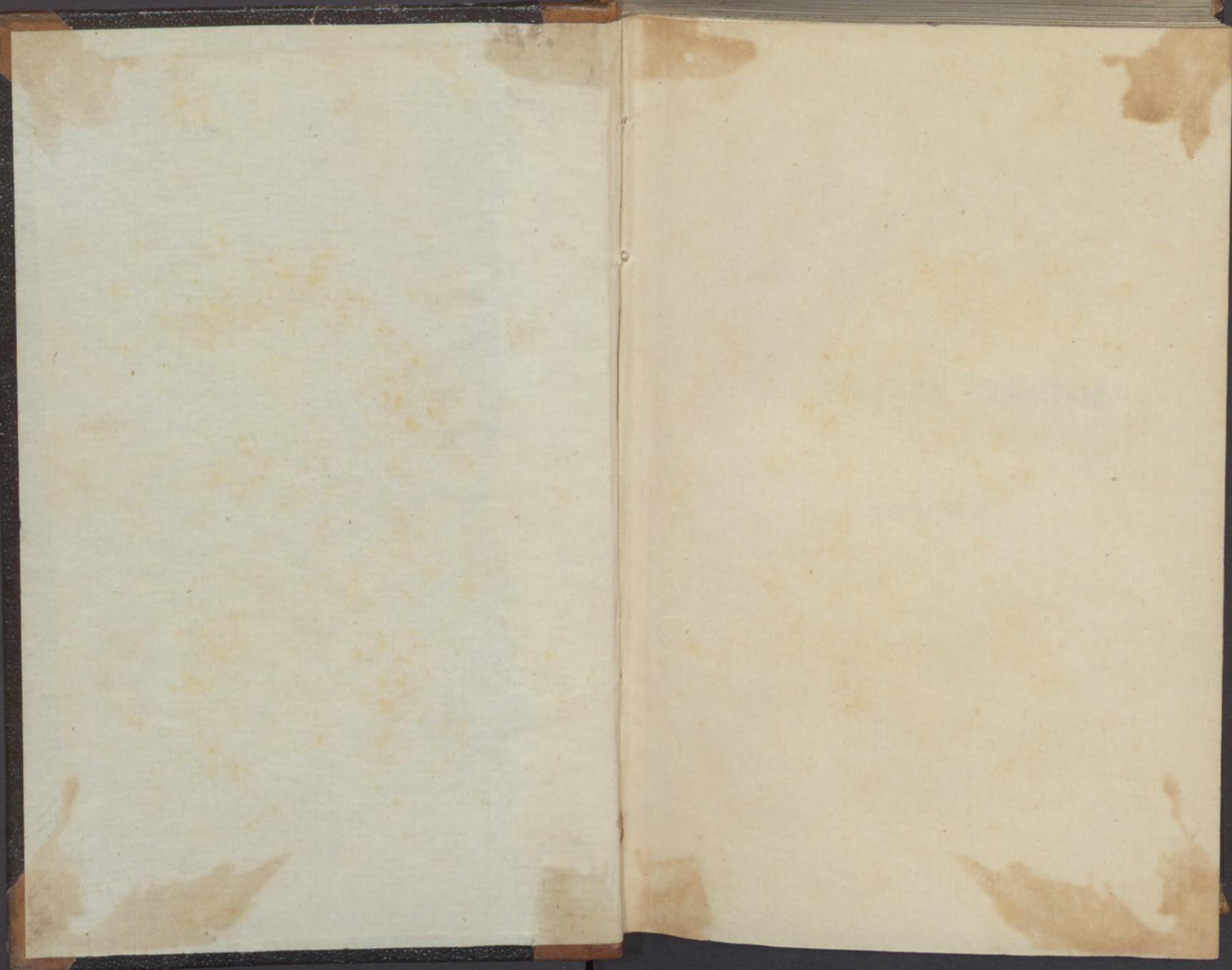


Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

34 384

II

20



Von Jena nach Königsberg.

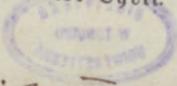
Dritter Theil.

Von Jena nach Königsberg.

~~~~~  
Von

George Hefekiel.

Dritter Theil.

  
*Reichthald*

—————  
Berlin.

Verlag von Otto Fante.

1860.

34387

51



## Neunzehntes Capitel.

### Verwandlungen.

Den Rock des Königs trägt er wohl noch, am Halse hängt das schöne Kreuz pour le mérite militaire, und der graue Sternkiefer unterläßt nicht, auf jede Anrede pflichtschuldigst zu antworten: zu Befehl, Herr Obristwachtmeister! aber Soldat ist er doch nicht mehr, der gute ehrliche Hans Dinnies von Leist; er ist der verabschiedete Major von Leist, ein Invalide mit schußsteifem Arm und mit lahmem Fuß, ein Invalide von einigen dreißig Jahren! Schweres Schicksal, aber doch erträglich, wenn das Herz ganz und unverzagt geblieben wäre, so wie es die Freunde gehofft und erwartet hatten von dem tapferen Krieger. Es war anders gekommen; leiblich war der Major

genesen von seinen schweren Wunden, geistig aber war er kränker als je; mit zunehmender Körperkraft hatte sich eine trübe Gleichgültigkeit der bis dahin unverzagten Seele bemächtigt. Er ging wieder aus, an der Krücke freilich, aber er ging doch wieder; gleichgültig und verdrossen begrüßte er die Freunde, die so viel Antheil an ihm genommen, die sich so herzlich freuten, ihn wieder auf den Füßen zu sehen; finster und mürrisch, ja zuweilen rauh zeigte sich der Mann, der früher durch sein ernstheiteres, theilnahmvolles Wesen die Herzen Aller, die sich ihm naheten, gewonnen; mit Hans Dinnies von Leist war eine große Verwandlung vorgegangen, eine Verwandlung, so groß, daß Elisabeth, seine Gemahlin, und die verwittwete Frau von Redow, die Jugendfreundin, die ihn so lange Jahre als einen Andern gekannt, oft bitterlich zusammen weinten und dann Trost suchten bei der kleinen Madame Kienäcker, die ihnen zwar keinen Trost zu geben vermochte, aber doch trenlich mit ihnen klagte und weinte, denn selbst dieser guten Frau war die Verwandlung im Wesen des Officiers, der ihr so lieb geworden, nicht entgangen.

Kaum war der Major im Stande auszugehen,

als er sich auch gleich rüstete, Königsberg zu verlassen und nach Spankow in die Heimath zurückzukehren; mürrisch und verdrießlich stand er davon ab, als ihm der Arzt die Reise ausdrücklich untersagte; dann wollte er in aller Hast das gastliche Kienäcker'sche Haus verlassen; Madame Mathilde war gekränkt, Herr Gustav Heinrich Kienäcker beinahe beleidigt, doch besann sich der Letztere, daß er es mit einem Kranken zu thun habe, und erzwang sein Verbleiben im Hause, was um so edler war, als er sich wahrlich keine Annehmlichkeit dadurch machte und wenig Dank erfuhr von Seiten Leist's. Tief und ächt in den Herzen Aller mußte die Liebe sein, denn schier unerträglich wurde zuweilen die schroffe, gleichgültige oder höhniische Art, mit welcher der Major jede Annäherung zurückwies, mochte dieselbe nun von seinem sonst so geliebten Weibe, oder von der verehrten Jugendfreundin, oder von dem Kienäcker'schen Ehepaar ausgehen, selbst Sternkieber stuzte oft vor der unholden Behandlung, die er jetzt fast täglich erfahren mußte. Stundenlang saß der Major allein auf seinem Zimmer und studirte die Zeitungen, und wenn ihn der Arzt dann hinaustrieb, dann stand er unbeweglich auf dem Königs-

garten und sah den Exercitien der Truppen zu, denn seit dem 25. Juli waren die Franzosen abgezogen, und die Regimenter Prinz Heinrich (ehemals von Schönning) und vacant von Rüssel, die vor dem Kriege schon zur Besatzung von Königsberg gehört hatten, garnisonirten wieder in der Preussischen Hauptstadt.

Die Frauen begriffen die Veränderung nicht, die mit dem einst so liebenswürdigen Manne vorgegangen, die Freunde schrieben sie lediglich dem großen Unglück zu, das über das Vaterland gekommen, und wurden in dieser Meinung bestärkt, da politische Gespräche allein noch im Stande waren, den Major aus seiner finstern Lethargie zu reißen.

An einem heißen Augusttage war der Major aus dem Königsgarten gekommen, zwei Stunden lang hatte er den Exercitien der Truppen zugehört, erschöpft nahm er Platz in dem kühlen Rienäcker'schen Familienzimmer zu ebener Erde, uns wohlbekannt durch die französische Einquartierung, die hier gehaust. Er nahm ein Journal, „Vesta“ genannt, welches damals in Königsberg erschien, und eine Beschreibung der Feier des 3. August enthielt. Königsberg hatte Königsgeburtstag feierlich begangen; bei der Illumination war

wohl selbst in dem entferntesten Gäßchen kein Fenster unerleuchtet geblieben, und der Kammerpräsident Geheime Finanzrath von Auerwald hatte in seinen Zimmern einen patriotischen Actus veranstaltet, bei welchem Musik gemacht und Reden gehalten worden waren. Ganz besonders ausgezeichnet war die Rede des Barons von Schrötter, eines Sohnes des Ministers, und diese Rede studirte der invalide Major von Leist in der „Vesta“. Er hatte nicht Acht, daß sein wackrer Gastfreund Herr Gustav Heinrich Rienäcker eingetreten; eine ganze Weile stand das kleine Männlein an der Thür und blickte bekümmert auf den bleichen Mann mit den entstellenden Narben im Antlitz, der vor Kurzem noch ein so kühner Reiter gewesen war. Von all den Schönheiten und Vorzügen, die man einst rühmte an dem eleganten Gensd'armen-Lieutenant, war dem Invaliden nichts geliebet, als die schlanke, edle Gestalt, die sich selbst in dem blauen, bis an den Hals zugeknöpften Militär-Ueberrock nicht ganz verläugnete, denn sogar die hohe Stirn erschien ins Unnatürliche vergrößert durch die Kahlheit des Kopfes; das milde Feuer der braunen Augen war erloschen, und die Lippen, um die sonst freundlicher Mannes-

ernst schwebte, waren dünn und blaß geworden, ließen die Zähne sehen und verliehen dem ohnehin entstellten Antlitz einen Ausdruck von Schärfe und Härte, der etwas unglaublich Abstoßendes hatte.

„Guten Tag, Herr Obrist-Wachtmeister!“ sagte der Kaufherr endlich, indem er näher trat.

„Guten Tag!“ erwiderte der Major eifig kalt, aber er erhob sich, so schwer ihm das wurde, von seinem Sitz und verbeugte sich auf seine Krücke gestützt vor dem Hausherrn.

O, an äußerer Höflichkeit ließ es der Major niemals fehlen, mit mathematischer Genauigkeit beobachtete er die Formen, aber die Art, in welcher er es that, hatte etwas tief Verletzendes; man mußte fühlen, daß er eben nur eine äußere Form beobachtete, daß er gar nichts fühlte bei dem Gruße.

„Ich habe eine wichtige Nachricht,“ bemerkte Herr Rienäcker, den unangenehmen Eindruck überwindend, den Leist's Begrüßung auf ihn gemacht, „Seine Majestät der König haben den Freiherrn von Stein als Principal-Minister zu sich berufen.“

„Und damit glaubt man Preußen gerettet, nicht wahr?“ entgegnete der Major höhniisch.

„Das nicht,“ erwiderte Herr Rienäcker, indem er seinem Gaste gegenüber Platz nahm, „aber es ist ein wichtiger Schritt zur Rettung, denn der Freiherr von Stein ist gerade der rechte Mann, um alle die Verbesserungen einzuführen und durchzusetzen, deren Preußen bedarf, um wieder in die Höhe zu kommen!“

„Der Freiherr von Stein,“ murrte Leist, „wäre ein Thor, wenn er sich bemühte, das Unmögliche möglich zu machen, er wird die Berufung nicht annehmen!“

„Er wird sie annehmen,“ beharrte Herr Rienäcker, „ich kenne ihn, je schwieriger die Aufgabe, desto mehr Ehre, und unmöglich ist's doch, Gott sei Dank! noch nicht, unser Preußen wieder in die Höhe zu bringen; wir haben Frieden und wir werden ihn nützen!“

„Frieden!“ rief der Major lebendiger, „ja, Frieden, Gott sei's geklagt! Der Tag von Tilsit hat einen äußern Frieden in die Welt, aber keinen Frieden in die Gemüther gebracht!“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit tiefer Bewegung in der Stimme fort: „Voll Jammer, mit tiefer Trauer blicke ich zurück in das Elend und Unglück der letzten Jahre, voll Angst und ohne Hoff-

nung schaue ich in die Zukunft. Wo mein Auge weilen mag, überall finde ich nur Ruinen einer früheren Größe, nur noch Trümmer des großen Staatenbau's, den Friedrichs gewaltige Hand einst gegründet. Im bürgerlichen Leben keine Spur mehr des alten Wohlstandes, überall gelähmte Kräfte, gebrochener Muth, durch Armuth und Verlust verzagte Gemüther, dafür Laster und Leidenschaften, entfittlichte Seelen in Hütte und Haus!“

„Herr Obristwachtmeister!“ unterbrach Kienäcker mit bittender Stimme, denn er sah den jungen Invaliden in einer Aufregung, die ihn gewaltig überraschte und ihm Besorgnisse für dessen noch immer schwankende Gesundheit einflößte.

„Ja, Preußen hat Frieden,“ fuhr der Major hastig fort, „ihr denkt diesen Frieden zu benutzen, um Preußen wieder empor zu bringen; kurzichtiges Geschlecht! der Feind hat euch den Frieden gegeben, um euch durch denselben bequemer und sicherer zu Grunde zu richten, als er es durch Wassengewalt vermocht hätte. Er liegt noch immer mit gewaltiger Masse und mit unerhörtem Druck im Lande, und ihr redet von Frieden! Ist es der Frieden, der so unerhörte Opfer fordert?

Frieden, ja und die Großmuth eures Napoleon will sich mit hundertvierundfünfzig und einer halben Million begnügen. Gedemüthigt und erniedrigt hat uns dieser Frieden schon, nun wird er Preußen zu einem Staat von Bettlern machen.“

Athemlos beinahe schwieg der Major, der Hausherr aber nahm das Wort und sprach ernst: „Bei dieser Zertrümmerung aller materiellen Kraft und Macht des Staates, in diesem Ruin alles Wohlstandes und Glückes in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens beruht die Hoffnung zu einer möglichen Rettung von völligem Untergange, die Hoffnung auf eine einstige Emporhebung zu der verlorenen Größe und dem vernichteten Glück nur noch in der Wiedererweckung der inneren sittlichen Kraft des Volkes, Auf-erweckung und Förderung vaterländischer Tugenden; Sittlichkeit und Intelligenz, neu gestählt und gestärkt, von Neuem in's lebendigste Bewußtsein der verzagten und trostlosen Gemüther gebracht, wirksam in's Leben und in alle Kreise der Gesellschaft eingeführt, sie sind im schweren Drucke der äußeren Verhältnisse die einzigen Hebel, durch deren Kraft der tiefgesunkene Staat wieder zu Glück, Macht, Ruhm und Ansehen empor-

steigen kann. Nur durch eine geistige Wiedergeburt seines gesammten Staatslebens kann Preußen hoffen, einst wieder in seiner alten Größe dazustehen, seinen alten Ruhm, sein altes Ansehen von Neuem zur Geltung zu bringen. Das ist meine feste Ueberzeugung, Herr Obristwachtmeister, das ist die Ueberzeugung aller Patrioten, und es ist auch die Ueberzeugung Seiner Majestät des Königs, dafür ist uns Bürge die Berufung des Freiherrn von Stein als Principalminister, und darum begrüßen wir dieselbe als eine glückliche Verheißung.“

Der Major hatte aufmerksam zugehört, jetzt erwiderte er ruhig: „Sie wissen, Herr Rienäcker, daß ich nicht der Vertheidiger alter Mißbräuche bin, daß mein Auge nicht verschlossen war für die Gebrechen des Staates, oh! schon lange vor Jena, aber — ich beneide sie um ihre festen Hoffnungen, die ich leider nicht theilen kann. Es hört sich schön an das Wort von der Wiedergeburt des gesammten Staatslebens, sie mögen auch wohl Recht haben, Sittlichkeit und Intelligenz sind die einzigen Hebel, aber, mein Herr, man wird ihnen nicht erlauben, diese Hebel anzusetzen, man wird ihnen keine Zeit lassen zur Wiedergeburt,

sie vergessen immer, daß der Feind im Lande steht, ein Paar Meilen von hier, in Braunsberg schon commandirt ein französischer General, der ihnen mit Pulver und Blei auf Sittlichkeit und Intelligenz antwortet.“

„Ich wage es mit der Sittlichkeit und der Intelligenz gegen Pulver und Blei!“ versetzte der Kaufmann lebhaft.

„Sie haben Zeit, Herr Rienäcker!“ sagte der Major mit einem Anflug von Hohn.

„Ich bin fast siebenzig Jahre, und sie, Herr Oberstwachtmeister, wenig über dreißig!“ erwiderte der Hausherr freundlich.

„Bah, reden sie nicht von mir,“ rief Herr von Leist heftig, „ich bin nichts, weniger als nichts, ich bin ein Krüppel, ein trauriger Krüppel, der an der Krücke dem Grabe zuwanft.“

„Herr Obristwachtmeister,“ bat der Kaufmann, tief gerührt von dem namenlosen Schmerz, der sich in den Worten des jungen Invaliden kundgab, „reden sie nicht so, Herr Oberstwachtmeister, es sind Ehrenwunden, die sie empfangen im Kampf für das Vaterland, mit Ehrfurcht werden die jungen Geschlechter auf dieselben blicken —“

Mit einem höhniſchen Gelächter unterbrach der Major den Sprechenden, der ganz erschrocken inne hielt „Oh! guter Herr Kienäcker,“ spottete der Officier grimmig, „was denken ſie? Die jungen Geſchlechter werden mit Nichten voll Ehrfurcht auf uns blicken, ſie haben jezt ſchon das Herz voll Hohn und den Mund voll Spott für die Stelzbeine und die Invaliden. Wiſſen ſie, was mir geſtern Knaben von zehn und eilf Jahren in euren Königsberger Straßen nachgerufen haben? Ich will es ihnen ſagen, mein guter Herr Kienäcker, die Knaben riefen: Seht da, der Officier mit dem lahmen Bein iſt von Vena bis Königsberg in einem Zug gelaufen, dabei hat er ſich den Fuß vertreten!“ Das iſt das Urtheil ihrer jungen Geſchlechter, Herr Kienäcker!“

„Mein Gott, Herr Obristwachtmeister,“ ſagte der Kaufmann, „ſie werden doch die Frechheit eines Straßenbuben —“

„Es ſind die jungen Geſchlechter, Herr Kienäcker!“ unterbrach der Major hartnäckig.

Der Kaufmann ſchwieg, er fühlte, daß es ihm, für jezt wenigſtens, nicht möglich ſein werde, gegen das tief erbitterte Gemüth ſeines Gaſtfreundes anzukämpfen,

und darum war es ihm doppelt lieb, daß in dieſem Augenblick die Damen eintraten.

Der Major erhob ſich augenblicklich und ging ihnen entgegen, er verneigte ſich ſehr höflich vor ſeiner Gemahlin, und als ihm Eliſabeth mit wehmüthiger Bitte im Antlitze treuherzig die Hand reichte, ergriff er dieſelbe, küßte ſie flüchtig und wendete ſich zu Frau von Redow; wahrſcheinlich würde er auch die Hand der Wittwe geküßt haben, dieſe aber zog ſich mit einer entſchiedenen Bewegung zurück und warf dem Jugendfreunde einen großen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major verſuchte zu lächeln, zuckte leicht mit der Achſel und kehrte dann zu ſeinem Sitze zurück.

„Haben ſie ſchon die Beſchreibung von Königs Geburtstag in der „Beſta“ geſeſen?“ fragte er, das Blatt, in dem er zuvor geſeſen, aufnehmend, die Wittwe.

„Du ſollteſt uns ein wenig Muſik ſchenken, liebe Eliſabeth!“ wandte ſich Frau von Redow an die betrüübte Freundin, indem ſie eine ſtolze Miene annahm und die Frage des Majors geſliſſentlich überhörte.

„Wenn es dir nicht unlieb wäre?“ fragte Eliſabeth ſchüchtern ihren Gemahl.

„Bitte, bitte, im Gegentheil!“ entgegnete der höflich, indem er sich verneigte.

Der armen Frau standen die Thränen in den Augen, als sie langsam zu dem kleinen hübschen Klavier mit dem buntlackirten Deckel ging, das zwischen den Fenstern einen Platz hatte. Sie setzte sich, suchte eine Weile unter den Musikalien, die da auf einander geschichtet lagen, im Geiste aber erwog sie, welche Pièce ihrem Gemahl ganz besonders angenehm sein mußte gerade in seiner jetzigen traurigen Stimmung. Da entsann sie sich plötzlich einer Romanze, die Leist einst in bessern Tagen ihr oft vorgespielt und gesungen, und die er besonders liebte, weil sie sein liebster Kamerad, die Lieutenant von Rostitz vom Regiment Gensd'armes, für ihn componirt hatte.

Die Romanze hieß: „Der letzte Erbe!“ und anfänglich mit leiser, aber allgemach immer kräftiger anschwellender Stimme sang Frau von Leist, sich selbst begleitend, folgende Verse:

Der Saal ist weit und öde,  
Verstaubt sein Wappenschild,  
Und auf zeretzter Tapete  
Steht ein verblaßtes Bild.

Des Ahnherrn Eisenrüstung  
Fiel rostig von der Wand,  
Trüb lugt im Marmoramine  
Mit rothen Augen der Brand.

Mit trüben rothen Augen  
Schaut er den Erben an,  
So wie's sein alter Diener  
Schon manchen Tag gethan.

Der Erbe aber, der Wilde,  
Im alten Stuhle liegt,  
Vom Sturm in tolle Träume  
Und wilde Lust gewiegt.

Die runden Scheiben hüpfen  
Kasselnud im locker'n Blei,  
Vom Thürfims löst sich prasselnd  
Das morsche Hirschgeweih.

Der Sturm klopft klrrend an's Fenster  
Und heult herein durch's Schlot,  
Das war der „gute Abend!“  
Den er dem Erben hot.

Der faßt die silberne Kanne  
Und thut einen tiefen Zug,  
Den Gruß des Sturmes erwidern  
Mit einem leisen Fluch.

Von des Schauers Lust ergriffen  
Facht er den matten Brand,  
Und dichter um seine Schulter  
Zieht er das Sammtgewand.

Er dehnt sich in seinem Stuhle  
Behaglich wie sonst nie,  
Und lauscht mit pochendem Herzen  
Der wilden Melodie.

Er lauscht und träumt vom Kampfe,  
Vom Eisensturm der Schlacht,  
Vom Donnerruf der Geschütze  
In dichter Pulvernacht.

Er lauscht und träumt vom Siege,  
Wie ihn der Lorbeer krönt,  
Die brausende Siegesfanfare  
Im Freudensturme ertönt.

So lauscht und träumt er weiter  
Und spinnt im Traum sich ein —  
Der König vermählte dem Sieger  
Sein liebliches Töchterlein.

Der Saal ist nicht mehr öde,  
Hell prangt sein Wappenschild,  
Und von der goldnen Tapete  
Lächelt manch' liebes Bild.

Sieh! vor des Ahnhern Rüstung  
Hell schimmernd an der Wand,  
Da steht des Königs Tochter,  
Sein Söhnlein an der Hand.

Im alten Schloß lebendig  
Wird all' die Herrlichkeit,  
Wie in den freudigen Tagen  
Vergangener Heldenzeit.

Da schreut ein Donnerkrachen  
Den sel'gen Träumer wach, —  
Im Hof die Rieseneiche  
Der wilde Sturm zerbrach.

Nach hundertjährigem Kriege  
Entschieden ist die Schlacht,  
Und Siegesfanfaren schmettert  
Der Sturmwind in die Nacht.

Das schmerzt den letzten Erben,  
Ihm war der Baum so lieb,  
Weil von der Väter Wäldern  
Der eine nur ihm blieb.

Er faßt die silberne Kanne,  
Und thut einen tiefen Zug  
Dann hört er wieder rauschen  
Des Sturmes Adlerflug.

„Fort mit der Rieseneiche!  
Dahin ist ihre Zeit!  
Sturm, bringe neue Träume  
Von alter Herrlichkeit.

Ich habe nicht zum Leben,  
Zum Träumen nur noch Macht,  
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,  
Mir laßt den Sturm, die Nacht.“

Frau von Leist sang diese Romanze, wie man solche Sachen singen muß, mit großer Freiheit und großer Einfachheit; ihre weiche, aber doch umfangreiche Stimme hatte einen hinreißenden Schmelz, und der Eindruck, den sie auf ihre Zuhörer durch den Vortrag dieser Musik hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Den wackeren Herrn Nienäcker erschütterten die fremden, ihm ganz unbekanntem Empfindungen, die der Componist noch schärfer betont hatte, als der Dichter, bis zu Thränen; Frau von Redow, die das Stück schon von Herrn von Rostitz selbst hatte vortragen hören, staunte über den eigenthümlichen Reiz,

Von Sena nach Königsberg. III.



den es in Elisabeths Munde hatte, und wenn sie einst die Dichtung auf das Leben des armen Kammerherrn von Redow anwendbar gefunden, so frappte sie jetzt die Anwendbarkeit derselben auf das Leben ihres unglücklichen Jugendfreundes, so wie sich dasselbe in der letzten Zeit zu ihrem Kummer und ihrer Ueber- raschung gestaltet hatte. Den größten Eindruck machte die Musik allerdings auf den Major selbst; anfänglich war er entschieden mißmüthig und unruhig, er wollte die Musik nicht gern hören, er wollte nichts wissen von den Erinnerungen, welche die bekannten Töne in ihm weckten, aber schon im zweiten Verse vermochte er der Gewalt der Stimme und der Erinne- rungen nicht mehr zu widerstehen; Frau von Redow beobachtete ihn scharf, ein schmerzlich-süßer Schauer durchlief den invaliden Mann, er zitterte heftig und vermochte das Blatt, das er in die Hand genommen, um seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nicht mehr zu halten, er ließ es fallen und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Stuhl. Ströme von wechselnden Empfindungen durchbrausten seine Seele und zeigten sich theilweise in dem unaufhörlich wechselnden Aus- druck seines Gesichtes, als aber Elisabeth mit leiser,

fast versagender Stimme den Schlußvers gesungen, da erhob sich der Major jäh von seinem Sessel, streckte die Rechte aus und rief: „Ja, ja, er hat Recht:

Ich habe nicht zum Leben,  
Zum Sterben nur noch Macht,  
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,  
Mir laßt den Sturm, die Nacht!“

Die ganze Aufregung der gekränkten, verbitterten, verzagenden und doch trotzigem Seele des armen Mannes lag in diesen Worten, aber gleich darauf, als schäme er sich, diese Gefühle gezeigt zu haben, nahm der Major von Reist seinen Hut und sagte: „Wissen die Damen schon, daß der von Kostig seinen Abschied genommen hat und in kaiserlich russische Dienste getreten ist?“

Nach dieser Mittheilung verneigte sich der arme Mann so elegant, als es ihm seine Invalidität ge- stattete, und wankte auf seine Krücke gestützt hinaus. Er verließ nicht nur das Zimmer, sondern auch das Haus; schweigend blickten ihm die Drei, die er verlassen, nach, sie sahen ihn über den kleinen Platz gehen, erst als er in der nächsten Straße verschwunden, wendete sich Frau von Redow an Herrn Menäcker und fragte ihn, was er von dem Zustande des Majors halte.



„Gnädige Frau,“ erwiderte der Kaufmann ehrlich, „mir ist angst und bange um unsern lieben Major; das Unglück des Vaterlandes frist ihm am Herzen, er verzweifelt an der Zukunft des Vaterlandes, und seine Verzweiflung ist eine doppelte, weil ihn seine Blessuren hindern, thätig helfend einzuschreiten; könnte er zu Pferde steigen, er würde glauben, als Mann und Officier seine Schuldigkeit thun zu müssen, und darin würde er Genugthuung und Heilung für sein verwundetes Gemüth finden, selbst bei der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. Ich gestehe, daß ich nicht mehr weiß, was ich machen soll, er ist unzugänglich; ich habe mich mehrfach bemüht, ihn auf eine Thätigkeit für König und Vaterland hinzuweisen, bei der er nicht zu Pferde zu steigen braucht, aber er versteht mich nicht oder er will mich nicht verstehen. Doch soll es an mir wahrlich nicht liegen,“ setzte der Ehrenmann tröstend hinzu, „ich werde nicht nachlassen in meinen Versuchen, und endlich findet sich dann doch wohl mal eine gute Stunde, in der ich ihm beikomme; habe ich ihn aber einmal zu einer bestimmten patriotischen Thätigkeit bewogen, dann, meine Gnädige, dann ist er gerettet, darauf kenne ich unsern lieben Major.“

Frau von Leist drückte dem wackern Manne die Hand, sie hörte in seinen Worten nur die Hoffnung, und ihr liebendes Herz war innig dankbar für jeden Schimmer derselben. Frau von Nedow dagegen wiegte sinnend das Haupt, sie hatte während des Gefanges tiefe Blicke in die Seele ihres Jugendfreundes gethan, sie war überzeugt, daß weder der Kummer um das Unglück des Vaterlandes, noch der Schmerz des Soldaten, der sich zur Unthätigkeit verdammt sah, diese Veränderung allein hervorgebracht habe, die untrügliche Ahnung einer liebenden Frauenseele führte sie auf die richtige Spur. Lange überlegte sie, was ihr zu thun obliege, nach den neuen Entdeckungen, die sie gemacht.

Während diese Drei sich in liebender Sorge um ihn ängsteten und kümmerten, war der Major, von einer gewaltigen Aufregung getrieben, so rasch fortgeschritten, als sein Zustand ihm gestattete, und bald genug befand er sich außerhalb der Thore Königsbergs. Er schlug ohne weitere Wahl einen Weg ein, der zwischen Gärten und Vorstadthäusern hinführte und im Augenblick noch etwas einsam war, obwohl derselbe zu späterer Stunde eine zahlreich besuchte Prome-

nade bildete. Anfänglich war der Major ziemlich rasch gegangen, allgemach nöthigte ihn seine Schwäche, einen langsameren Schritt anzunehmen, und endlich stand er, mehr vor Ermüdung als aus Theilnahme, still vor einem eisgrauen Invaliden, der bei seiner Annäherung seine Drehorgel in Bewegung setzte und in Erwartung einer kleinen Gabe sein Stück ableierte. Herr von Leist zog seine Börse und reichte dem Kriegsmanne, der invalid war, wie er selbst, eine bei weitem größere Gabe, als der alte Mensch sonst wohl zu bekommen gewohnt war. Der Mann dankte nicht in Worten sondern durch Thaten, denn da der Major vor ihm stehen blieb, so drehte er tapfer weiter und spielte alle Stücke, deren sein Leierkasten fähig war. Nach einer ganzen Weile erst bemerkte das Herr von Leist, besann sich, reichte dem Invaliden ein zweites Geldstück und fügte einen guten Soldatenspruch hinzu, durch den die reiche Gabe für den alten Soldaten des großen Friedrich noch einen höhern Werth erhielt. Der Major aber ging langsam weiter. Etwa zwanzig Schritte mochte er von dem Invaliden entfernt sein, als ziemlich hastig ein Weib zu dem Leier-

kasten trat, eine Kupfermünze hinwarf und eilig fragte: „Kannte er den Herrn? was sagte er?“

„Kenne ihn nicht,“ entgegnete der Invalide gut gelaut, „aber ein braver Herr, hat auch bei der Cavallerie gestanden, zerschossen wie ich, hat aber nicht nöthig die Orgel zu drehen, Gott lohne ihm seine Großmuth!“

Das Frauzimmer, das den Invaliden eben so schnell verließ, als es denselben angetreten hatte, war mit einer Art von bettelhafter Eleganz gekleidet, ihr Anzug war von modischen Stoffen aber schmutzig und verknittert, und zu dem Anzuge paßte auch ihr Gesicht vollkommen, auf das allerlei Laster und Leidenschaften ihre Zeichen tief eingegraben, das aber dennoch einen Ausdruck bewahrt hatte, der eine gewisse Vornehmheit zeigte; die starke Röthe dieses Gesichtes verrieth eine Neigung zu geistigen Getränken, und der scharfe dreiste Blick der mandelförmigen Augen von unbestimmter Farbe konnte noch immer durchdringend und imponirend sein, obwohl er in Folge des Trinkens stier geworden war. Um den Mund der Frau schwebte fortwährend ein süßliches Lächeln, das sonst vielleicht nicht unangenehm gewesen, jetzt aber schauerhaft er-

schien, weil der Mund in Folge der Zahnlosigkeit zusammengefallen war.

Dieses Franzenzimmer eilte ziemlich rasch auf einem Fußpfade dahin, der neben der Straße herlief, und man mußte zugeben, daß die Frau, obwohl ihre Figur klein und sehr stark war, in Gang und Bewegung Manieren zeigte, welche nur der guten Gesellschaft eigen zu sein pflegen.

„Er ist's, er ist's wahrhaftig!“ sagte diese Frau zu sich selbst, „das ist doch nochmal ein Glück, was ich mir wahrlich nicht träumen lassen konnte, ich bin gerettet! Ich glaube nicht, daß seine Freude bei diesem Wiedersehen eben so groß sein wird wie die meine ist, aber was geht das mich an? er wird mir geben, was ich haben will, um mich nur los zu werden, aber wahrlich billig soll er nicht fortkommen! Er ist reich!“

Unter diesen und ähnlichen Selbstgesprächen hatte die Frau auf einem Nebenwege den Major überholt, sie trat jetzt in die Hauptallee ein und kam dem armen Manne entgegen.

Nicht ohne eine gewisse Koketterie zog sie das verbläute blaueidene Tuch über die Schulter und stützte sich, langsam näher kommend, auf einen großen ziemlich

unsauberen Regenschirm. Herr von Leist, der lediglich mit seinen Gedanken beschäftigt dahin schritt, hatte nicht Acht auf die Frau, und so kam es, daß er plötzlich dicht vor ihr stand und zerstreut in ein Antlitz starrte, das ihm ganz fremd zu sein schien, obwohl die Frau den Kopf in den Nacken warf, so daß die Krempe des dachartigen Modehutes ihn nicht hindern konnte, ihre Züge genau zu sehen.

„Verzeihen sie!“ sagte der Major sich zerstreut entschuldigend und wollte zur Seite treten.

„Mein Gott,“ rief die Frau, indem sie die Ueberraschte nicht ganz übel spielte, „täusche ich mich, oder sind sie es wirklich, Herr von Leist?“

„Ich bin allerdings der Major von Leist!“ antwortete der Officier ernsthaft überrascht und blickte jetzt aufmerksam in das Gesicht der Frau, die ganz dreist seine Hand ergriff und sehr zubringlich fragte: „und sie kennen mich wirklich nicht?“

„Nein, ich kenne sie nicht, Madame?“ erwiderte der Major, dessen Reizbarkeit durch die Begegnung erregt wurde, dem überdem aber der Duft von Branntwein, der ziemlich stark dem Munde der Frau entströmte, sehr lästig fiel.

„Sagt ihnen ihr Herz nichts, Undankbarer?“ fuhr die Person mit einem Anfluge von Sentimentalität, die sie dem Major nicht angenehmer machte, fort, „oh! sie kennen die nicht mehr, welche einst ihre beste Freundin war und es noch ist!“

Da es dem Major nicht gelang, seine Hand frei zu machen aus der Bestrickung, in der sie von den feisten, fleischigen aber auch nervigen Fingern der Frau gehalten wurde, so ergab er sich in sein Schicksal und betrachtete die Person einen Augenblick etwas genauer als bisher.

„Ist das möglich?“ rief er plötzlich und prallte einen halben Schritt zurück, so jäh, daß seine Hand frei wurde, daß er aber auch beinahe umgesunken wäre, wenn nicht ein Baum in der Nähe gewesen. Schwer athmend und todtbleich lehnte der arme Mann an dem Stamme der Linde, er streckte seine Armlücke der Frau wie eine Waffe entgegen und seine Augen funkelten so grimmig, daß die Person wohl sah, sie dürfte sich ihm nicht noch mehr nähern.

„Bist du denn des Teufels, Weib, hier her zu kommen?“ brach er zornig aus, rasch aber setzte er

seine Aufwallung verbessernd hinzu: „unselige Frau, wie konnten sie wagen, hierher zu kommen?“

„Wirklich, der Herr Sohn haben einen recht artigen Empfang für die Schwiegermama!“ bemerkte die Frau höhnisch lachend.

Der Major war keines Wortes mächtig, die unerhörte Frechheit der Frau machte ihn sprachlos; „und wie geht es meinem lieben Töchterchen,“ fuhr die Person fort, „was macht die schöne Frau Gemahlin, Herr Sohn? schon kleine Familie angekommen, he?“

Es lag jetzt ein solches Uebermaß von boshafter Gemeinheit in dem ganzen Auftreten der Frau, daß sich der Major schüttelte, wie man sich vor Ekel schüttelt, wenn man ein giftiges Gewürm entfernen will; die Frau bemerkte diese Bewegung und verstand sie sehr wohl, denn höhnen und spottend perorirte sie weiter: „Sie sind sehr zärtlich, mein Herr Sohn, aber das ist ja auch ganz natürlich, ich bin ja die Begründerin ihres Eheglücks, ohne mich hätten der Herr Sohn die schöne Elisabeth von Reinbach nie bekommen, sondern —“

Hier stockte die Frau, sie scheute sich den Namen des Kammerherrn von Redow auszusprechen, und

ihr Stocken gab dem Major die Besinnung wieder, er richtete sich stolz auf und sprach die Krücke erhebend: „Geh deines Weges, Weib, du wirst deiner Strafe nicht entrinnen, aber ich will dein Angeber nicht sein!“

Das Weib lachte frech.

„Geh,“ wiederholte der Major, „der Bluträcher ist hinter dir, die Wittve des Kammerherrn von Nedow, den du gemordet, ist in dieser Stadt; die Beweise des teuflischen Verrathes, den du gesponnen einst zu Berlin, sind da; es ist bewiesen, daß du meines Weibes Mutter mit Gift gemordet, um dich an ihre Stelle zu setzen, das Maß deiner Verbrechen ist übertoll, geh!“

Der Major sagte das nicht heftig, sondern ruhig, ganz ruhig mit einem traurigen Ernste, der selbst dem elenden, unseligen Frauenzimmer auf einen Augenblick imponirte; die Stiefmutter der Frau von Leist schwankte wirklich einen Moment, bald aber fand sie wieder einen Halt in der gußeisernen Unverschämtheit ihrer gemeinen Seele.

„Ein hübsches Register,“ sagte sie mit einer kurzen Lache, „und wahrlich, es würde sich nicht übel ausnehmen, wenn man zu lesen bekäme, daß an ir-

gend einem schönen Morgen die Schwiegermutter des Herrn von Leist als Mörderin und Giftnischerin hingerichtet worden, he! was sagen der Herr Sohn dazu?“

Triumphirend that die Person diese Frage, aber sie hatte sich gänzlich verrechnet, der Erfolg war ein ganz anderer, als der, den sie sich versprochen, denn Herr von Leist betrachtete sie mit einer Art von wissenschaftlicher Neugier und begnügte sich endlich mit der einfachen Aeußerung: „Das Weib ist in der That noch frecher als ich mir vorgestellt habe!“

Die verworfene Person war klug genug, um einzusehen, daß sie auf diesem Wege nicht fortfahren dürfe, wenn sie ihre Absicht auf den Geldbeutel des Majors erreichen wollte; sie änderte also sofort die Art ihres Angriffs und erzählte mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit, daß sie durch einen Schurken um all ihr Hab und Gut betrogen worden sei, daß sie den Betrüger verfolgt habe und sich jetzt von allen Mitteln entblößt in der jämmerlichsten Lage befinde. Endlich schloß sie mit der Versicherung, daß es gar nicht ihre Absicht sei, dem Herrn von Leist beschwerlich zu fallen, daß sie aber hoffe, derselbe werde ihr eine

Unterstützung zur Rückreise nach Frankreich, wo sie noch Freunde und Mittel habe, nicht versagen.

Der Major hatte ruhig zugehört, aber mit unbefreiblichem Ekel blickte er auf das Weib, das ihm bittend und kriechend noch viel scheußlicher erschien, als vorher spottend und höhrend.

Die Frau erneuete ihre Bitte um eine Unterstützung.

„Weib, unseliges Weib“, entgegnete Herr von Leist nach kurzem Nachdenken, „ich kann dir nichts geben, gar nichts, ich kann den Vorwurf nicht auf mich laden, einer schweren Verbrecherin die Flucht erleichtert zu haben.“

Es war eine so eisige Härte in dem Ausdruck des Majors, daß die Verbrecherin erschrocken zurückbebt und ihr Todesurtheil zu vernehmen glaubte. Mühsam faßte sie sich noch einmal, sie spähet scharf, aber sie vermochte auch nicht einen Zug von Nachgiebigkeit in dem bleichen Antlitz Leist's zu erspähen, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie sich, daß hier jede Bitte, jedes Wort verschwendet sein würde. Dieser Fehlschlag aller ihrer Berechnungen und Hoffnungen bestürzte sie so, daß sie stumm und still stehen blieb, mit gespannter Erwartung den Ausgang einer Unter-

redung herbei wünschend, die ihr schrecklicher geworden war, als sie sich jemals hätte träumen lassen.

Der Major warf ihr noch einen kalten, gleichgültigen Blick zu, dann drehte er sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen. Mit stieren Blicken schaute ihm die Verbrecherin nach; der Major hatte ungefähr vier Schritte gemacht, da fiel seine Börse klirrend zu Boden. Die unselige Frau fuhr zusammen, ihr Auge funkelte auf in neuem Glanze, mit einer katenglatten, raschen Bewegung schoß sie vorwärts, griff die Börse auf, wog sie in der Hand, und als sie Gold blitzen sah durch die seidnen Maschen, verbreitete sich eine häßliche Befriedigung über ihr rothes, gedunsenes Gesicht, und erleichtert aufseufzend sagte sie: „Das war ein hart Stück Arbeit, aber der Lohn ist gut!“

Herr von Leist hatte sich nicht umgesehen, er sah auch nicht, daß das unselige Weib hinter ihm drohend die Faust schüttelte, bevor sie in einen Nebenpfad eintrat.

## Zwanzigstes Capitel.

### Der grüne Baum.

Ein Gasthof war's, wie er heut wohl nicht mehr vorkommt in Königsberg, heut zu Tage, wo selbst die Handwerksburschen gern die Vornehmen spielen mögen, und wo selbst der Schubkärner sich in hohen Tru-  
meaux bespiegeln muß, wenn ihm sein Schnaps schmecken soll in der Stadt! Im Gasthof zum grünen Baum, jetzt hat er längst aufgehört, reisende Leute unter seinem Schatten zu herbergen, war im Herbst des Jahres 1807 gar nichts vornehmeres; da standen plumpe Bänke, Tische und Stühle, alle mit rothbrauner Farbe ange-  
strichen, auf einem rauhen Estrich in der großen Schenk-  
stube, von der nur ein Viertel etwa, zwischen der eigent-  
lichen Schenke und der Fensterwand, gebielt war. Diese  
eigentliche Schenke aber, durch ein handfestes Ge-

läuder von dem übrigen Raume des Gemachs geschieden, erstreckte sich von dem riesenhaften Ofen bis zur schmalen Seitenthür, welche in das Innere des Hauses führte. Vornehm, wie gesagt, sah's im grünen Baum gar nicht aus, aber reinlich durchaus und überall. Der gebielte Platz am Ofen war mit drei Tischen besetzt, auf jedem Tisch stand ein Drahtleuchter mit daran geketteter Lichtscheere, und neben dem Leuchter lag eine Schicht von dünn gespaltenen Rienspänen, welche die Stelle von Fidibus vertraten, um jeden Tisch aber standen mit großer Regelmäßigkeit vier Stühle. Die Dielen waren mit weißem Sande be-  
streut. Hinter dem Geländer sah man einen Schrank, dessen offene Flügelthüren eine Reihe von Flaschen sehen ließen, große viereckige Flaschen mit aufgeklebten Zetteln, sie enthielten verschiedene Sorten von Brannt-  
wein. Unter diesem Schrank aber war ein hohes offenes Fach; hier prangte, appetitlich angeschnitten, ein großer gelblicher Käse neben einem riesigen Schinken, hier lagen Knackwürste in Haufen neben Bergen von kleinen Brödchen, und Tabackspaquetlein sammelten sich in verführerischer Nähe um ein Fäßchen mit Haringen. Es war gesorgt für hungrige und durstige Reisende

am grünen Baum, denn aus der großen Waune, die da auf zwei Schemeln neben dem Speiseschranke stand, streckte eine ziemliche Anzahl von Bierflaschen ihre wohlgepfropften kurzen Hälse empor.

Ein Wirth war nicht zu sehen, am Geländer aber stand ein kleiner niedriger Sitz, den nahm ein Mütterchen ein, in grobes schwarzes Zeug, aber sehr reinlich gekleidet, das hatte seine scharfen, hellen Augen überall in der Schenkstube und war mit seinen etwas zitternden alten Händen völlig ausreichend, die Gäste zu bedienen. Denn wer irgend etwas wollte, der kam an das Geländer, sagte sein Begehren ein wenig laut und deutlich, das Mütterchen war etwas harthörig, empfing das Geforderte, zahlte und ging zurück auf seinen Platz, um es dort zu verzehren, wenn es sich nicht etwa nur um einen Schnaps handelte, der stehenden Fußes genossen wurde.

Die alte Frau, deren kleines an Runzeln reiches Angesicht von einer steifleinernen weißen Haube, um die ein schwarzes Tuch geschlungen, mit zwei mächtigen Flügelschleifen am Hinterkopf, umschlossen war, wick und wankte den ganzen Tag nicht aus dem Raum hinter dem Geländer. Der kleine Raum war ihre Welt; erst

wenn sie Abends spät die Gelbforten, die eingegangen, in der Mulde sortirt hatte, schloß sie den Schrank und ging in der Nebenkammer zu Bett. Die alte Frau war die Mutter des Wirths zum grünen Baum; sie hätte ihr Leben leicht bequemer haben mögen, denn der grüne Baum war ihr Eigenthum, und Vermögen war auch da, ihr seliger Mann aber hatte sie einst auf den Schemel dahin gesetzt und ihr das Amt der Schenke übertragen, darum wollte sie es denn auch behalten bis an ihr Lebensende. Ihr Sohn hütete sich wohl, ihr eine Aenderung vorzuschlagen, er wußte, wie tief er seine Alte dadurch gerade kränken würde, auch mochte er sich's wohl gefallen lassen, denn eine treuere Verwalterin konnte er unmöglich an das Geländer setzen. Darum trat er in die Fußtapfen seines Vaters, besorgte die Wirthschaft des grünen Baumes im Ganzen und Großen, in Haus, Hof und Stall, die Schenke aber überließ er der alten Mutter und ihrer Magd.

Es war so ein recht blanker Septembertag gewesen, und obwohl es auf den Abend ging, war es in der stillen Gaststube zum grünen Baum noch so hell, daß die alte Wirthin, welche eine große in Horn gefaßte Doppelbrille auf die Nase geklemmt hatte, bequem in

dem großen Gesangbuche lesen konnte, das auf ihren Knien lag. Eine tiefe Stille herrschte um das Mütterchen, das gar aufmerksam las und die dürrn Lippen dabei bewegte, denn wenn auch ganz leise, sie mußte doch aussprechen, was sie las; eine gute Gewohnheit eigentlich, weil sie zum aufmerksamen Lesen führt, sie war zu unserer Väter Zeiten fast allgemein und ist erst verloren gegangen seit das hitzige Fieber der Lesewuth unsere Generation befiel.

Die tiefe Stille, welche um das Mütterchen herrschte, wurde unterbrochen durch den Eintritt einer Person, die sich mit raschen Schritten dem Geländer näherte und ein großes Glas Zimmetschnaps verlangte. Trotz der veränderten Kleidung, die jetzt sehr bescheiden, aber dafür auch ganz anständig und reinlich ist, erkennen wir sofort die Geheimrätthin von Reinbach, die wir in unserm letzten Capitel mit dem Major von Leist zusammentreffen sahen. Die Veränderung in der Toilette mochte sie aus den Mitteln bestritten haben, welche ihr die Börse des Majors gewährte. Es sind seit jener Unterredung fast vierzehn Tage verstrichen, und diese unselige Frau hat sich wohl gehütet, dem Gemahl ihrer Stieftochter wieder zu begegnen, aber sie hat auch

andererseits Königsberg nicht verlassen, obwohl sie dazu doch allerlei gute Gründe gehabt hätte. Sie hatte vielmehr ihr Quartier im grünen Baum behalten und war wie vorher Geschäften nachgegangen, von denen sie mit Niemandem redete, um die sich aber auch Niemand bekümmerte. Die Fremdenpolizei war damals noch nicht so vollkommen wie jetzt, auch mochte sie sich dieser gegenüber vielleicht sicher fühlen. Die gefährlichsten Subjekte haben ja immer die besten Pässe.

Als die Geheimrätthin an die Schenke trat und ihren Schnaps verlangte, legte das Mütterchen ihre Brille in das Gesangbuch als Zeichen, schob dasselbe in ein kleines Regal, das noch einige andere alte sehr zerlesene Bücher enthielt, und erhob sich dann schweigend, um das Glas zu füllen, schweigend auch stellte sie dasselbe auf ein breites Brett, das zu diesem Zweck aufgenagelt war auf das Geländer. Dann nahm sie ihren Platz wieder ein, jedoch ohne das Gesangbuch wieder hervorzuholen.

„Ich habe sie im Lesen gestört, Frau Wirthin,“ sagte die herunter gekommene Geheimrätthin mit einer Art von Herablassung, die ihr von ehemals noch eigen, zugleich aber auch mit jener fazenartigen Freundlichkeit,

die in ihrem Wesen lag, „lassen sie sich doch nicht stören; ich habe zu meinem Bedauern bemerkt, daß sie immer das Lesen einstellen, wenn ich komme!“

Die alte Frau warf einen halben Blick auf die Abenteuerin, eine Art von Spott zuckte um ihren Mund, dann entgegnete sie langsam: „Eine ordentliche Wirthin liest nicht, wenn Gäste in der Stube sind!“

„Darf man so frei sein, zu fragen, was sie lesen?“ fuhr die Geheimrätthin herablassend fort.

„Das, was ich lese, würde ihnen wenig gefallen!“ meinte die Alte ernst.

„Lassen sie hören!“ beharrte die Abenteuerin, die sich populär machen wollte, aber einfach zudringlich wurde.

„Nun, ich brauche mich meiner Bücher nicht zu schämen,“ erwiderte die Wirthin, mit einem Anflug von Unwillen, denn sie fühlte sich durch die Zudringlichkeit verletzt, „ich lese in der Bibel, im Gesangbuch und im Katechismus.“

Die Person mußte diese Antwort nicht erwartet haben, denn eine große Ueberraschung verband sich mit dem Ausdruck von Geringschätzung, der in ihrem Antlitz sichtbar wurde, hastig aber fragte sie: „Und

woher wissen sie denn so genau, meine gute Frau Wirthin, daß mir diese Bücher nicht gefallen?“

Das Mütterchen sah der Abenteuerin mit einem so klaren und scharfen Blicke in's Gesicht, daß diese trotz ihrer Unverschämtheit die Augen niederschlug, dann aber, um ihre Verlegenheit zu bewältigen, auf einen Zug ihr Glas leerte.

„Nun?“ sagte sie endlich mit angenommener Ungeduld.

„Sie sind aus Berlin, also ein Preussisches Kind,“ erwiderte jetzt die alte Frau ruhig aber ernst, „und doch habe ich sie gegen den alten französischen Sprachmeister, der so oft zu ihnen kommt, über unsern König und unsre Königin Spott treiben hören, das aber könnten sie nicht, wenn sie an meinen Büchern Gefallen hätten.“

Die elende Frau stieß ein kurzes Gelächter aus, sie war nahe daran in Schimpfworte auszubrechen, denn das Wesen und die Sprache der Wirthin reizten sie, sie mußte eigentlich selbst nicht warum, im höchsten Grade; doch bezwang sie sich noch ihre Klugheit sagte ihr, daß sie dabei nichts gewinnen könne, und kurz abbrechend rief sie: „Das war ja nicht so böse gemeint, schenken sie mir noch ein Mal ein!“

Schweigend füllte ihr die Wirthin das Glas wieder, und die Abenteurerin, der die Luft vergangen sein mochte, das angefangene Gespräch mit dem alten Mütterchen fortzusetzen, nahm ihren Schnaps und ging damit zu einem der Tische auf den Dielen.

Die frühere Stille trat wieder ein, die Geheimrätthin, oder vielmehr Madame Busch, denn unter diesem Namen reiste die Person, nippte an ihrem Glase und sah, wie's schien, mit steigender Ungeduld nach der Stubenthür. Sie mußte lange warten, es wurde allgemach dunkel in dem großen Gemach, und die alte Wirthin zündete die große blecherne Lampe an, die an einer eisernen Kette von der Decke niederhing und den Raum hinter dem Geländer zwar nothdürftig erhellte, die Schenkstube aber sonst im Dunkeln ließ.

Madame Busch schien sich unbehaglich in der Dämmerung zu befinden, sie stand auf, trat zu der Schenke und verlangte ein Licht. Die Wirthin nahm ein dünnes Talglicht aus einem Kasten, zündete es an der Lampe an und reichte es der Fordernden, die es mürrisch hinnahm und dann in den Drathleuchter stellte, der auf dem Tische stand. Noch eine Weile

mußte Madame Busch einsam harren zwischen ihrem leeren Glase und dem trübe brennenden Lichte. Dieses Harren war ihr sicher schwer geworden, denn mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „endlich!“ als sich die Thür öffnete und ein langer dünner Mensch eintrat, der rasch auf sie zuschritt und dann mit einem „bon soir, Madame!“ neben ihr am Tisch Platz nahm.

„Monjieur hat auf sich warten lassen?“ begann die Dame.

„Welches Glück, daß Damen noch sich nach meinem Kommen sehnen!“ lautete die Antwort.

Der lange Mensch sah erst ganz gewöhnlich aus, aber sein verwischtes, unbedeutendes Gesicht wurde zur Caricatur in dem Moment, wo er sich bemühte den Galanten zu spielen.

„Lassen sie die Poffen, Chasles,“ entgegnete die Dame befehlend, „sie haben länger als je auf sich warten lassen!“

„Dafür bringe ich Nachrichten, Madame,“ erwiderte Monsieur Chasles, sich die knochigen Hände reibend und seine Stimme bis zum Flüstern senkend, „Nachrichten, oh! Madame, was für herrliche Nachrichten!“

Der Mensch küßte seine Fingerspitzen, um den höchsten Grad seines Entzückens über die Nachrichten auszudrücken.

„Sie sind ein Narr,“ versetzte Madame Busch ärgerlich, „aber ich weiß schon was ihnen fehlt!“

Damit stand sie auf und ging zur Schenke, von der sie mit zwei gefüllten Gläsern zurückkam.

Der Sprachmeister schmunzelte, kostete das Getränk, kostete noch ein Mal und sah dann der Dame blinzeln in's Gesicht.

„Werden sie endlich reden?“ fragte Madame Busch barsch.

„Der Officier hat eine Frau!“ begann der Sprachmeister stüfternd.

„Narr!“ unterbrach die Abenteurerin unwillig.

„Eine schöne Frau!“ fuhr der Sprachmeister fort.

„Meine Geduld ist zu Ende!“ rief die Dame ganz laut und faßte unwillig den Arm des Sprechenden.

„Er ist verliebt in diese schöne Frau,“ flüsterte der weiter, ohne sich um den Zorn seiner Partnerin zu kümmern, „unsinnig verliebt, aber andere Leute haben auch Augen für die Schönheit dieser Frau —“

Die Geheimrätin zuckte zusammen, es kam ihr eine Ahnung, sie sah den Sprachmeister gespannt an, der weidete sich eine Weile an ihrer Ueberraschung, dann fuhr er ganz leise fort: „Auch der Held des Jahrhunderts, auch der große Kaiser Napoleon hat ein Auge gehabt für diese Schönheit —“

„Nun? nun?“ drängte die Frau begierig, als der Sprachmeister inne hielt.

„Meine liebe Madame,“ sagte dieser plötzlich in einem ganz andern Tone wie bisher, „wenn der Kaiser Napoleon die Gnade hat, eine Frau schön zu finden, so giebt er seinem Großpallastmarschall Duroc einen kleinen Wink; kurz, die schöne Frau des Officiers hat die Ehre gehabt, Sr. Kaiserlich Königlich Majestät Gesellschaft zu leisten!“

„Mann? ist das sicher?“ rief die Geheimrätin oder Madame Busch.

„Nah!“ erwiderte der Sprachmeister, „ich hab's aus dem Munde eines Unterofficiers von den Gens-d'armes der Elite, der heute wegen der französischen Kranken, die noch im hiesigen Lazareth liegen, hier war. Der Mann ist aus einem Dorfe mit mir, wir hatten uns hier wiedergesehen, auch heute sprachen wir uns,

er hat zu dem Commando gehört, das die schöne Frau aus dem Nienäcker'schen Hause abholte und nach dem Schloß brachte. Ein Zweifel kann gar nicht aufkommen.“

„Zur Belohnung für diese Nachricht gebe ich ihnen einen blanken Napoleon!“ flüsterte die Dame und ihr Gesicht leuchtete.

„Ich werde dankbar sein für diese Großmuth!“ erwiderte der Sprachmeister, indem er die Hand theuernd auf's Herz legte, zu gleicher Zeit aber doch seine Gesellschafterin etwas zweifelnd ansah; wahrscheinlich war er sich noch nicht klar, ob er das so großmüthig zugesagte Goldstück wirklich bekommen werde, denn die Dame hatte ihm eigentlich nie so ausgesehen, als habe sie Napoleons'd'or zu verschenken.

„Das ist ein Dolchstoß in's Herz,“ flüsterte die Geheimrätthin in sich hinein, „wartet nur, mein Herr Schwiegersohn, ich will euch das Leben zur Hölle machen, ich kenne eure alberne Delicateſſe, eure kindische Ehrenhaftigkeit, ihr sollt an der Schande eures Weibes ersticken, denn ihr seid ja einfältig genug, das für eine Schande zu halten, wartet, ich will euch peinigen — oh! ihr sollt an mich denken!“

Nach diesem erbaulichen Selbstgespräch richtete

sich die Person gerade auf und sprach: „Monsieur Charles, ich muß morgen Königsberg auf einige Zeit verlassen, hoffentlich brauche ich überhaupt nicht wieder hierher zu kommen, ich gebe euch nicht nur einen Napoleon, sondern auch noch einen guten Rath obendrein; macht, daß ihr aus Königsberg fortkommt, man ist euch hier spinneseind, man weiß, daß ihr es gewesen, der bei Savary jene Liste eingegeben, in der die Namen aller Personen verzeichnet waren, die jemals auf Napoleon geschimpft hatten. Redet mir nicht von euren Aufträgen, ihr könnt sie nicht vollziehen, ihr könnt hier nichts mehr erfahren und erkunden, weil euch Niemand traut, weil euch Jedermann hier als französischen Polizeispion kennt!“

„Madame,“ flüsterte der Sprachmeister hastig, „ich war nie ein Spion!“

„Langes Kind,“ lachte die Frau und zuckte verächtlich mit den Achseln, „kann die Sache nicht beim rechten Namen nennen hören, doch, genug der Worte, hier ist ihr Napoleon, meinen Rath habe ich ihnen obendrein gegeben, es steht bei ihnen, denselben zu benutzen oder nicht!“

Der Sprachmeister schien eine Weile nachzudenken

über das, was ihm die Frau gesagt, dann dankte er in wortreicher Weise für den guten Rath und nahm endlich Abschied mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Frankreich!“

Die Abenteurerin sah dem Weggehenden mit einem langen, verächtlichen Blicke nach, dann sagte sie, leise lächelnd: „Dummer Mensch, in Frankreich, in Frankreich müßtest du verhungern, deine armselige Pffiffigkeit wäre den gewitzten Burschen dort ein Spott; nein, das Handwerk ist zu sauer in Frankreich, ich bleibe in Deutschland und nähere mich redlich, aber freilich in diesem schlechten Neste ist meines Bleibens nun nicht länger, oh! mein Herr von Leist, jetzt kommt die Rache!“

Die elende Person nahm aus einem großen Sammetbeutel, den sie an der Hand trug, eine Briestasche, öffnete sie, riß das zweite Blatt von einem Brief und begann mit dem Bleistift langsam und jedes Wort überlegend zu schreiben. Das rothe gedunsene Gesicht nahm einen wahrhaft diabolischen Ausdruck an, als sie also sinnend, zuweilen die Spitze des Bleistiftes in den Mund nehmend, da saß. Es war das Gesicht einer wüsten heidnischen Priesterin, die den doppelten

Stachel der Wollust und der Grausamkeit fühlt und auf eine furchtbarere Rache für ein Schlachtopfer sinnt.

Unterdessen traten mehrere Personen in die Gaststube des grünen Baumes; es waren Knechte, die draußen ihre Pferde beschickt hatten und sich nun mit ihrer Pfeife an den großen Tisch setzten, um auszu-ruhen bei einer Flasche Bier oder einem Glase Schnaps. Sie achteten wenig auf die Frauensperson, die da oben einen Tisch für sich allein hatte, denn sie waren an deren Dasein schon gewöhnt seit einiger Zeit, die Frau aber warf einen flüchtigen Blick auf sie und fuhr dann fort zu überlegen und zu schreiben.

Man hörte einen Wagen langsam in den Hof fahren.

Verwundert sahen sich die Fuhrknechte an, die in der Schenkstube saßen, denn die Stunde war längst vorüber, in welcher damals Fuhrwerk auf der Straße war.

„Leichtes Geschirr, schmale Spur!“ bemerkte Einer.

„Milde Pferde!“ entgegnete ein Anderer.

Gleich darauf öffnete sich die Thür, und mit Päckchen aller Art beladen traten erst zwei halbwüchsige Knaben, dann ein hübsches dralles, etwa zwanzig-

jähriges Mädchen und endlich eine ältliche Frau, zwei kleine Mädchen an der Hand führend, ins Gemach. Ein großer, höchst verdrießlich aussehender Spiz bildete den Nachtrab.

Die Blicke aller dieser Personen richteten sich beim Eintritt unwillkürlich auf die leere Wand neben der Thür, aber am gewohnten Orte fehlte das kleine Becken mit dem Weihwasser, und vergebens sagten sie Alle wie aus einem Munde: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Es war Keiner da, der ihnen geantwortet hätte nach katholischem Brauch: „In Ewigkeit, Amen!“

Die Leute schienen das auch zu ahnen, sie sagten ihren Spruch, der ihnen unwillkürlich über die Lippen quoll, so schüchtern, daß es rührend klang für Jeden, der ein Ohr dafür hatte.

Diese Gesellschaft nahm Platz an einem der großen Tische, der bald von ihrem Gepäck bedeckt war, die Mutter begab sich zur Schenke, kaufte eine Flasche Bier und einige Brödchen, und handelte dann mit der alten Wirthin um ein Gericht Kartoffeln. Während dieser Zeit vertrauten die kleinen Mädchen sowohl als die Knaben der großen Schwester an, daß sie gewaltigen Hunger hätten.

Die Wirthin befahl durch die schmale Thür hinaus der unsichtbaren Magd, den großen Topf voll Kartoffeln zu kochen, die Mutter aber kehrte mit Bier und Brod zu ihren Kindern zurück; die Bierflasche blieb unangerührt stehen, das Brod aber vertheilte sie an die hungernden Kinder, um denen das Warten bis zu den Kartoffeln nicht gar zu lang zu machen.

Da öffnete sich die Thür wieder und ein kräftiger, stattlicher Mann mit einem wetterharten Gesicht unter einem eigenthümlichen Krempenhut im langen blauen Rock rief, in die Schenkstube tretend, mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Dann, sich besinnend, nahm er den Hut ab und antwortete sich selbst: „In Ewigkeit, Amen!“

Er dehnte sich mit der Behaglichkeit eines Reisenden, der seine Tagesfahrt vollendet hat und sich in sicherem Quartier weiß, dann wendete er sich zu seinen Kindern, fuhr den kleinen Mädchen mit der harten Hand über die frischen rothen blühenden Kindergesichter, nickte der Frau zu und nahm endlich auf der Bank Platz, wo sich die beiden kleinen Mädchen, nun sofort die große Schwester verlassend, rechts und links an ihn anschmiegen. Aber die Familie war noch nicht

zusammen; es kam noch ein großer brauner Bursche herein, auch er trug den eigenthümlichen Kremphut wie der Alte, und darunter eine baumwollene Mütze, auch er hatte einen langen blauen Rock an, kurze lederne Beinkleider, blaue Strümpfe bis an die Knie und plumpe Schuhe mit Schnallen; aber ein kluges gescheites Gesicht hatte der junge Kerl, auch schluckte er den in Preußen nicht landüblichen frommen katholischen Gruß noch glücklich hinunter, obwohl er ihn schon auf den Lippen hatte, sagte nüchtern: „Guten Abend!“ legte seine Peitsche und seinen Hut auf den Tisch und setzte sich dann neben das hübsche Mädchen, das mit seinen schönen klaren Augen jede seiner Bewegungen begleitet hatte, seit er in das Zimmer getreten war. Der Bursche rückte so nah an die Dirne als es irgend möglich war und gab ihr einen leichten Rippenstoß mit dem Ellenbogen, sie reichte ihm unter dem Tisch verstoßen die Hand und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Obernes Mäde!“ antwortete der Bursch, aber beide sahen dabei so glücklich aus, als hätten sie in dem Augenblick einen besonders kostbaren Fund gethan.

Darauf tranken die Leute ihre Flasche Bier und begannen zu plaudern in einem schwäbischen Dialect,

so heiter und harmlos, daß sie die Aufmerksamkeit der Abenteurerin erregten, die unterdessen ihre Schreiberei beendet hatte.

Sie ging hinaus, um den Brief zu bestellen, doch hatte sie vermuthlich einige Schwierigkeiten, die passende Persönlichkeit dazu zu finden, denn als sie zurückkehrte, war die reisende Familie bereits mit ihrem Abendbrot beschäftigt und verzehrte unter Lust und Jubel die Kartoffeln und die Heringe, als wenn es die kostbarsten Leckerbissen gewesen wären.

Die Geheimrätihn trat an die Schenke, um sich ihr Glas füllen zu lassen.

„Guten Abend, Madam Busch!“ grüßte ein kleiner dicker Mensch, der seine Pfeife rauchend neben der Schenke saß und mit dem alten Mütterchen plauderte.

Der Mann war der Wirth zum grünen Baum.

Die Abenteurerin begann sofort mit ihm zu rechnen, bezahlte ihm was sie ihm noch schuldig war, und erklärte schließlich, daß sie am andern Tage abreisen werde. Der Wirth machte seine Geschäfte mit jener Gleichgültigkeit ab, die Leuten solchen Schlags eigen zu sein pflegt, wenn sie sich für wohlhabend halten, und das war bei dem Wirth zum grünen Baum im

höchsten Grade der Fall, denn die letzte Zeit, so verblich sie für den Wohlstand der Meisten gewesen, für den Gastwirth hatte der rege Verkehr der Kriegszeit große Vortheile gehabt.

„Wer sind die Leute?“ fragte die Geheimrätthin, als ihre Geschäfte beendet waren.

„Auswanderer, Madame!“ entgegnete der Wirth.

„Auswanderer und so heiter, so vergnügt?“ fragte die Person verwundert und blickte forschend zu den Leuten hinüber.

„Ja,“ fuhr der Wirth fort, „es hat eine besondere Bewandniß mit ihnen, es sind Auswanderer retour, so zu sagen!“

„Das heißt,“ bemerkte die Geheimrätthin, „sie haben nicht gefunden, was sie gesucht haben, und kehren nun in ihr Vaterland zurück? da ist mir die Heiterkeit noch unerklärlicher!“

„Mir nicht,“ meinte der Wirth lachend, „sie sind in Rußland gewesen, ist ihnen schlecht da ergangen, sind fast vor Heimweh gestorben in den drei Jahren, seit sie draußen gewesen, nun haben sie in der Heimath eine Erbschaft gethan von einem reichen Vetter, Haus und Hof, Acker und Wiesen, und der Bursch

da soll das hübsche Mädchen heirathen; die Leute haben wohl Ursache vergnügt heimzukehren. Aber sie haben Recht, Madame Busch, es sind die ersten vergnügten Auswanderer, die ich noch mein Lebtag gesehen habe!“

„Vergnigte Auswanderer!“ sagte die Abenteurerin leise zu sich selbst und nahm mit ihrem Glase in der Hand ihren alten Platz wieder ein.

Von dem Augenblick an verlor die Geheimrätthin kein Wort von dem Gespräch der heimkehrenden Auswanderer, und obwohl ihr der schwäbische Dialect etwas störend war, so hatte sie doch bald herausgebracht, daß die Leute ihre Reise von Königsberg nach Danzig und nach Berlin fortsetzen wollten, das aber paßte ganz in ihre Pläne.

Nach einer Weile war der alte schwäbische Bauer eingeschlafen mitten unter seinen Kindern; er hatte die Arme gekreuzt vor sich auf den Tisch gelegt und schlief, den Kopf darauf; das mußte so seine Art sein, denn von den Seinen gab Niemand weiter Achtung; rechts und links an ihn gelehnt, schliefen auch seine beiden kleinen Mädchen, während die Knaben sich noch wehrten gegen den Schlaf, der über sie kam,

die Augen und die Nasenspitzen mit den nicht ganz reinlichen Fäusten rieben, gähnten und sich dehnten.

Die Mutter aber rückte an die andere Seite des jungen Mannes, so daß dieser zwischen Mutter und Tochter saß, und nun begann ein Gespräch in dem accentreichen Dialekt zwischen den Dreien, so eifrig, daß die Wangen zu glühen begannen und daß die schönen blauen Augen der jungen Dirne prächtig leuchteten wie Sterne.

Von der schwäbischen Heimath sprachen die rückkehrenden Auswanderer, von dem Haus und dem Hof, in welchem die jungen Leute ihre Wirthschaft gründen sollten, in der Heimath, in der lieben schwäbischen Heimath!

Endlich war es Nacht geworden; wie eine Kage schlüpfte die Geheimrätin aus der Schenkstube, um das Kämmerlein zu suchen, welches sie in dem Hause bewohnte. Die Knechte erhoben sich faul und lässig, um im Stall bei ihren Pferden die gewohnte Lagerstätte zu nehmen. Das alte Mütterchen hinter dem Geländer zählte das eingegangene Geld, und der Wirth zum grünen Baum war beschäftigt, einige Bund Stroh auf dem Boden auszubreiten zum Nachtlager für die Auswanderer.

Das alte Mütterchen erbot sich, für die lieben Kinder ein Paar Stücken Bett zu geben, die Schwäbin aber, indem sie treuherzig dankte, zeigte ihr, daß sie mit allem Nöthigen versehen sei. Die Kinder, die sich auf der Bank schon heiße rothe Wangen geschlafen, wurden ins Stroh gelegt und warm zugedeckt, von den Vieren wachte auch nicht Eins auf, und selbst der Vater wurde nicht recht munter, obwohl er einige Worte sagte und ein paar Mal lachte, bevor er sich in's Stroh streckte und unter der Decke verschwand, die seine Ehefrau über ihn warf, während sich der bedenkliche alte Spitz zu seinen Füßen niederlegte.

Eine Viertelstunde später fiel der matte Schein der Blechlampe über dem Schankraum auf acht friedliche schlafende Menschenkinder.

Die Nacht war vorüber, ein köstlich frischer Septembermorgen — auf der Straße von Königsberg nach Danzig wandert ein Frauenzimmer dahin, gut aber bescheiden gekleidet, ein Päcklein unter dem Arm, einen großen Beutel an der Hand und in der andern einen starken Regenschirm; für eine weitere Fußwanderung ist die Frau ziemlich beladen. Der Marsch wird ihr auch schon sauer, obwohl es noch ganz früh am Tage

ist; sie, die Frauensperson, stärkt sich zuweilen durch einen Schluck aus der ziemlich umfangreichen Bauchflasche, die sie aus einer verborgenen Tasche ihres Kleides zieht, auch blickt sie weit öfter hinter sich, als vor sich, was sonst ein rüstiger Wanderer nicht zu thun pflegt.

Für den schönen Morgen hat diese wohlbeleibte Wandernde durchaus keine Augen, gleichgültig schweift ihr Auge über die blaurothen und bläulichen Tinten hin, in denen das Morgensonnengold aufgeht, sie kümmert sich nicht um den Frührothstrahl, der im Herbstthau glitzert, sie ist nur verdrießlich über die Fußwanderung, die ihr über alle Maßen unbequem zu sein scheint. Immer öfter und immer sehnsüchtiger blickt sie hinter sich, und endlich scheint auch ihr Wunsch erhört zu sein, denn ziemlich geräuschvoll rasselt ein Fuhrwerk hinter ihr her.

Ein Wagen war's, überspannt von einem groben Leinentuche, das aber jetzt auf beiden Seiten in die Höhe gezogen war. Auf diesem Wagen, der mit drei kleinen unansehnlichen, aber sichtlich dauerbaren russischen Pferdchen nebeneinander bespannt war, saß die schwäbische Auswandererfamilie, die wir im grünen

Baum zu Königsberg verlassen haben. Sie saß da unter kleinen Kistchen und kleinen Fäßchen, unter allerlei Hausrath, der sich ganz sonderbar auf einem Wagen ausnahm. Da sah man eine Kinderwiege, von der hatte sich die Bäuerin durchaus nicht trennen wollen, weil alle ihre Kinder nach einander darin gelegen, und so hatte die Wiege die Reise aus Schwabenland nach Rußland gemacht und machte sie jetzt wieder zurück. Ganz dasselbe galt von dem Spinnrad und von dem großen kupfernen Waschkessel.

Der junge Bursch, des hübschen Mädele's Bräutigam, machte den Kutscher, die Kinder aber jauchzten fröhlich in den köstlichen Morgen hinein.

Als der Wagen die Fußwandernde erreichte, blieb diese stehen und fragte bittend: „Habt ihr nicht noch ein Plätzchen auf eurem Wagen für eine Wandernde, die noch einen weiten Weg vor sich hat?“

Der Bursch sah sich ehrerbietig fragend um nach dem Bauer, der aber rief gutmüthig: „Ja, grüß euch Gott, Fraule, steigt auf in unsers lieben Herrgotts Namen, ist wohl noch ein Platz für euch!“

Die Frau, der Leser wird unsere Abenteurerin nicht schwer in ihr erkannt haben, stieg auf, freundlich

unterstützt von dem jungen Burschen, und die Bäuerin räumte ihr gutmüthig den besten Platz ein auf dem Pack mit Decken und Betten. Behaglich setzte sich die Fremde, man sah's ihr an, daß es ihr wohlthat, zu sitzen, und alle Mitglieder der Auswandererfamilie beeiferten sich, ihr gefällig zu sein. Als aber der Bursche seine Peitsche schwang und die Kasse kräftig anzog, da rief die Fremde: „Wie ist mir denn? seid ihr denn nicht die Leute, die ich gestern Abend im Gasthause zum grünen Baum gesehen in Königsberg?“

Das wurde bejaht von allen Seiten, und nun war die Bekanntschaft geschlossen, denn sie waren sich gar nicht fremd mehr, hatten sie doch schon eine Nacht mit einander unter einem Dache zugebracht! Eine Stunde später war die Bekanntschaft schon zu einer Art von Freundschaft geworden; ei! die kluge Frau verstand sich darauf, Menschen zu fangen! und zwei Stunden später hatte die gute Frau Busch, so nannte sie sich auch hier und gab sich für eine Wittve aus, ihren neuen Freunden schon feierlich versprechen müssen, nicht nur bis Danzig, sondern bis Berlin mit ihnen zu fahren. Mit angenommener Bescheidenheit hatte sie sich lange gegen das großmüthige Anerbieten ge-

sträubt, endlich aber hatte sie den treuherzigen Bitten nachgegeben.

Die Abenteurerin hatte ihre Absicht vollständig erreicht; sie war so zu sagen ein Mitglied der Auswanderer-Familie geworden und nur der bedenkliche alte Spitz sah sie noch zuweilen mißtrauisch von der Seite an! —

## Einundzwanzigstes Capitel.

### Hans und Mariechen.

Es ist fast Winter geworden und noch immer ist Herr von Leist mit seiner Gemahlin ein Gast des Kienäcker'schen Hauses, auch Frau von Redow weilt noch darin. Der arme Major war auf's Neue erkrankt, ein schweres Nervenfieber war über ihn gekommen, er hatte es überstanden, aber die Wuth dieser Krankheit schien lange Zeit den besten Rest seiner Kräfte vernichtet zu haben. Gebrochen ruhete die noch kurz zuvor trotz aller Wunden stattliche Gestalt im Lehnstuhl, und greisenhaft waren die Züge des angehenden Dreißigers.

Niemand wußte, was den unglücklichen Mann so gewaltig erschüttert hatte, denn das Unheil war ganz plötzlich über ihn gekommen; in den wildesten Fieberphantasien rasend und laut tobend fand man ihn an

einem Abend auf seinem Lager. Ganz in der Stille hatte der getreue Sternkiefer dem Arzt, der ein scharfes Examen mit ihm anstellte, verrathen, daß er kurz zuvor seinem Herrn einen kleinen schmutzigen Brief gebracht, den ein unbekannter Mensch für ihn abgegeben. Der Arzt hatte eifrig nach diesem Briefe suchen lassen, er war nicht gefunden worden, der Arzt wußte natürlich nicht genau, ob die plötzliche Krankheit des Majors mit diesem Briefe im Zusammenhange stehe, aber er vermuthete es, und seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er am dritten oder vierten Tage der Krankheit in der bis dahin fest geschlossenen Hand des Majors Papierreste entdeckte. Freilich vermochten dieselben keinen Aufschluß zu geben, denn die mit Bleistift geschriebenen Zeilen waren völlig unlesbar geworden in dem langen und festen Druck der fieberglühenden Hand des Kranken. Der Arzt wußte seitdem, daß eine plötzliche tieferschütternde Botschaft den ohnehin noch schwachen Mann in diese neue Krankheit gestürzt hatte.

Der ärztlichen Kunst und der starken Natur war die Krankheit gewichen, und nach Wochen begann sich der Major wieder zu erholen, der Arzt gab die beste

Hoffnung und versicherte sogar, der Kranke werde jetzt gesünder werden, als er vor diesem Nervenfieber hätte hoffen können, die Natur habe alles Krankhafte ausgestoßen aus dem Organismus, der zwar jetzt noch geschwächt, aber nur noch der Stärkung und der Zeit zur Erholung, aber keiner Heilung mehr bedürftig sei.

Auch in dem Wesen des unglücklichen Mannes gab sich bei seiner zweiten Genesung eine wesentliche Veränderung kund, er war ernst und traurig, aber mild und duldsam. Es war in ihm keine Spur mehr von jener Reizbarkeit, von jener Härte, Schärfe und Festigkeit, von jenem Hohn und jener Bitterkeit, die er gezeigt in der Zeit zwischen seiner ersten und seiner zweiten Krankheit. Mit traurigem Ernste, aber mit einer weichen und wehmüthigen Herzlichkeit litt er die Bemühungen der freundlichen und liebenden Menschen, die ihn umgaben; er bedurfte ihrer Dienste, er nahm sie dankbar an, und Herr Gustav Heinrich Rienäcker, der täglich eine Stunde Piquet mit seinem Gaste spielte und sich dann noch länger mit ihm unterhielt, sagte zu seiner kleinen Frau oft: „Jetzt kommt der ganze Mann wieder zum Vorschein bei unserem armen Major, er hat sich entschlossen, sein herbes

Geschick männlich zu ertragen, und er thut es; daß er das noch nicht mit Heiterkeit kann, ist natürlich, aber er kann es schon ohne Murren, und das ist gewaltig viel!“

Die Frauen liebten jetzt den Kranken mehr als je, Jede in ihrer Weise, und er wußte mit ihnen wieder zu reden, wie in alter Weise, wenn sich auch in Allem, was er that und sagte, ein tiefer Kummer kund gab, ein Schmerz, dessen leise, unwillkürliche Aeußerungen die weichen Frauengemüther oft bis zu Thränen erschütterten. Elisabeth wich kaum von der Seite ihres Gemahls, der ihr mit einer Zartheit begegnete, welche zwar nicht die Zärtlichkeit von ehedem war, aber doch an diese erinnerte und von der liebenden Frau für diese genommen wurde. Auch die gute kleine Madame Rienäcker rieb sich vergnügt die runden fleischigen Finger und glaubte Alles auf dem besten Wege; versuchte doch der Genesende zuweilen einen Scherz mit ihr, ganz, oder doch fast ganz so wie in früheren Tagen. Nur das scharfe Auge seiner Jugendfreundin hatte der Major nicht zu täuschen vermocht, die Kammerherrin von Redow bemerkte wohl, daß der liebe Freund mit Madame Rien-

äcker nur scherze, um dieser guten Frau eine Freude zu machen; sie sah klar, daß die zarte Art und Weise, mit welcher der Major gegen seine Gemahlin sich benahm, himmelweit verschieden von jener innigen Zärtlichkeit früherer Tage war, und am genauesten wußte sie, daß die Vertraulichkeit, die Hans Dinnies von Leist jetzt gegen sie zeigte, nur die alte Form war, welcher der Inhalt, das Vertrauen selbst, völlig fehlte.

Geschäfte riefen Frau von Redow nach der Mark und nach Berlin dringend zurück, aber sie zögerte noch mit der Abreise, denn sie vermochte es nicht über sich, also zu scheiden von dem geliebten Jugendfreunde und von Elisabeth; sie wollte vor ihrer Abreise noch einen Schritt wagen zur Verständigung, zu diesem Schritt aber hatte sie die Einwilligung des Arztes nöthig. Als sie diese endlich hatte, als ihr der Arzt die bündigste Versicherung gegeben, daß selbst ernste und erschütternde Gespräche dem Genesenden nichts mehr schaden würden, kündigte sie ihre nahe Abreise an.

An einem Nachmittage, einige Tage vor ihrer Abreise, hatte Frau von Redow in ihrer stillen klugen Weise Frau von Leist und Madame Nienäcker zu einem

Ausgange bewogen; sie trat in das Zimmer des Jugendfreundes, den sie allein fand.

In schwarzen Sammtstiefeln und im langen grauen Schlafrock, den Kopf mit einem Mützchen bedeckt, saß der Major bequem in seinem Lehnstuhl, der dicht an den gewaltigen Kachelofen gerückt war, und rauchte aus einer kurzen Pfeife mit einem gewaltigen Meerschamkopf, die ihm Herr Gustav Heinrich Nienäcker kürzlich zum Geschenk gemacht hatte.

Er nickte der Eintretenden mit jenem trüben Lächeln zu, welches der Kammerherrin immer wie das Gespenst jenes ernstfreundlichen Lächelns vorkam, das sie einst an dem Knaben und dem Jünglinge so liebenswürdig gefunden.

„Störe ich dich, lieber Hans?“ fragte Frau von Redow, auf einem Tabouret neben dem Lehnstuhl Platz nehmend, auf welchem Elisabeth gewöhnlich zu sitzen pflegte.

„Stören, gewiß nicht,“ entgegnete der Major, „aber helfen kannst du mir!“

Er deutete mit dem steifen Arm auf eine Doppelreihe von stattlichen Aepfeln, mit denen die Platte der Ofenröhre besetzt war.

Frau von Redow sah ihn fragend an.

„Nun, weißt du nicht, Mariechen“, erklärte der Invalide, „daß wir als Kinder immer die ersten Bratäpfel an dem Tage bekamen, an welchem der erste Schnee gefallen war. Ich habe das zufällig einmal erzählt, und als nun vorher die ersten Schneeflocken flogen, kam die gute Madame Kienäcker und brachte die Äpfel zum Braten, damit ich, wie ehemals, mit dem ersten Schnee die ersten Bratäpfel bekäme; du kannst mir helfen, sie umzudrehen, Mariechen!“

Frau von Redow lächelte, denn Herr von Leist war in der Stimmung, in der sie ihn haben wollte; die kleine freundliche Aufmerksamkeit der Hausherrin hatte ihm wohlgethan.

„Weißt du noch, Hans,“ begann sie nach einer kleinen Weile, „wie oft wir in Mogreben als Kinder am Ofen gesessen haben, und wie ungeduldig wir waren, ehe die Äpfel gar wurden?“

„Gewiß,“ entgegnete der Major rasch, „ich sehe dich noch in deinem braunen Kleidchen und deinen dicken rothen Ärmchen vor mir, als sei's erst gestern gewesen, wir knieten dann am Ofen alle drei, du, mein Bruder und ich.“

„Und wir hatten Jedes,“ fuhr die Kammerherrin fort, „ein Stück Zuckerkant in der Hand, das steckten wir in den gebratenen Apfel, und wenn es darin geschmolzen war, schmeckte er köstlich süß. Dein Bruder aber hatte stets das größte Stück.“

„Dafür war er der Majorathsherr!“ bemerkte Leist scherzend.

„Du aber,“ erzählte die Kammerherrin, die sich dieser Erinnerung zu freuen schien, „du aber stecktest mir stets deinen Zuckerkant in meinen Apfel und sagtest: du möchtest Äpfel nicht süß essen! Ich wußte es wohl besser, aber ich litt es gern, denn ich sah daran daß du mich lieb hattest, und dann, ich darf's jetzt ja wohl gestehen? aß ich schon damals gern süß!“

Der Major blickte mit seinem wehmüthigen Lächeln in das bleiche, scharfe Angesicht der Wittwe, er suchte die unvergessenen Züge des Kindes von damals in der Physiognomie der selbstbewußten Frau.

„Ja, mein lieber Hans,“ versuchte die Wittwe zu scherzen, „ich habe mich doch wohl ein wenig verändert seit den heitern Tagen in Mogreben, da du mich im Spiel deine Braut nanntest?“

„Und warum bist du es nicht im Ernst, im

Leben geworden?“ fragte der Major von Leist nachdenklich vor sich hinblickend; er seufzte und wußte wohl kaum, was er gesagt hatte.

Die Wittve schwieg einen Augenblick, dann sagte sie wehmüthig: „Das ist unrecht, Hans, so solltest du nicht sprechen, du thust Elisabeth und mir Unrecht; bin ich es nicht gewesen, die es hauptsächlich wenigstens möglich gemacht hat, daß Elisabeth deine Frau wurde? ist sie nicht viel schöner und viel besser als ich?“

Der Major blickte starr vor sich nieder, Frau von Redow aber bemerkte wohl, daß dem Freunde die Hände zitterten und die Rippen bebten. Es entstand eine Pause, die etwas Peinliches hatte.

„Hans!“ sagte Frau von Redow, indem sie ihre Hand auf den Arm des Majors legte.

„Mariechen!“ antwortete der zusammenzuckend bei dieser Berührung und blickte die Jugendfreundin an.

„Erinnerst du dich,“ begann die Wittve, „eines regnerischen Abends in Berlin, es ist nur wenige Jahre her, ich kam zu dir in deine Wohnung, weist du, an der Ecke der Tauben- und Friedrichsstraße, wo die schmale, steile, häßliche Treppe bis an deines Zimmers Thür gerade führte —“

Die Kammerherrin sprach von diesen Aeußerlichkeiten länger, weil es ihr schwer wurde, die Sache selbst, die sie sagen wollte, zu berühren; der Major, der sie aufmerksam ansah, bemerkte es und sprach helfend: „Daß das gut sein, liebes Mariechen, ich erinnere mich jenes Abends ganz genau aus zwei Ursachen, denn erstlich gabst du mir an jenem Abende den höchsten Beweis deiner Freundschaft und deines Vertrauens zu mir —“

„Ich verrieth dir die Geheimnisse des armen Redow!“ schob die Kammerherrin mit leiser Stimme ein und senkte die stolze Stirn, die sich mit heller Schamröthe färbte. Die hochgesinnte Frau konnte sich noch immer die Mittheilungen jenes Abends nicht verzeihen, obwohl sie dieselben damals für nothwendig gehalten und sie noch heut dafür hielt.

„Wie kannst du von Verrath sprechen, Mariechen,“ tabelte Leist milde, „dem armen Redow konnten deine Mittheilungen nicht schaden und haben ihm nicht geschadet, mir aber gedachtest du zu helfen.“

„Und habe ich dir nicht geholfen?“ fragte die Wittve, nun ihrerseits einen vorwurfsvollen Ton annehmend.

„Das ist die zweite Ursache, welche mir jenen Abend unvergeßlich macht,“ fuhr der Major nachdenklich und bewegt fort, „jener Abend entschied über mein Schicksal, an jenem Abend erst entschloß ich mich, Elisabeth von Reinbach zu heirathen.“

„Ich entschied dein Schicksal,“ erklärte Frau von Redow stolz, „ich bestimmte dich, einen schnellen Entschluß zu fassen und dem guten, schönen Mädchen, das du liebtest, das deine Liebe erwiderte, die Hand zu reichen!“

„Mir graute davor,“ sagte der Major langsam, indem er die Freundin seltsam ansah, „dem alten Geschlecht der Leiste eine solche Verwandtschaft wie die Reinbachsche zuzuführen!“

„Und ich,“ rief die Wittve heftig, „ich weiß es noch genau, ich warnte dich vor dem Stolz auf dein reines Geschlecht; ich sagte dir, es könne ein Tag kommen, da die Leiste selbst schwere Schuld und Schmach häufen würden auf den edlen Namen; ich sagte dir, daß es dürre Zweige gäbe selbst an dem schönsten Baum, daß aber auch aus faulem Baum ein grünes Reis ausschlagen könne. Habe ich nicht Recht gehabt?“

„Du hast Recht gehabt,“ entgegnete der Major stöhnend, „oh, es ist entsetzlich; ich zittere jetzt, wenn Jemand meinen Namen begehrt, denn wenn ich ihn genannt habe, lese ich stets die weitere Frage in den Zügen des Forschenden: sind sie ein Verwandter des verrätherischen Generals von Leist? Manche sind auch wohl rücksichtslos genug, wirklich so zu fragen.“

Die Freundin drückte die Hand des armen Mannes, sie begriff diesen Schmerz, aber sie besann sich und begann jetzt in ihrer entschiedenen Weise: „Hans, ich habe dich an jenen Abend in Berlin mit Absicht erinnert, ich will offen mit dir reden; damals gab ich dir mein Vertrauen, heute fordere ich das deine, lieber, lieber Hans,“ die Stimme der Frau bebte unter dem Eindruck ihrer heftigen Bewegung, „ich könnte vor dir auf's Knie fallen und dich ansehen, mir dein Vertrauen, aber dein volles Vertrauen zu schenken.“

„Was willst du, sprich?“ fragte der Major mehr ängstlich als bewegt von dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs.

„Hans,“ fuhr die Wittve fort, und eine Thräne funkelte in ihrem leuchtenden Auge, „ich bin die Ursache gewesen, daß du Elisabeth von Reinbach geheirathet,

euer Glück war mein Stolz, Elisabeth ist noch glücklich; ihre einfache liebende Seele, die Alles, was von dir kommt, mit Liebe aufnimmt, hat noch keine Ahnung davon, daß du ihr deine Liebe entzogen hast, ich aber habe es erkannt, daß dem so ist; ich sehe, daß du unglücklich darüber geworden bist, und ich weiß, daß meine arme Elisabeth noch unglücklicher sein wird an dem Tage, an welchem sie die Entdeckung machen muß, daß du sie nicht mehr liebst, und nun soll ich von euch scheiden mit dem Bewußtsein, daß ich die beiden Menschen, die ich am meisten liebe auf Erden, daß ich die unglücklich gemacht habe, während ich mich bis jetzt stolz die Schöpferin dieses Liebesglücks nannte. Hans, habe Mitleid mit deiner armen Jugendfreundin, schenke mir dein Vertrauen wieder, sage mir, was ist geschehen, was hat dein Herz abgewendet von deiner edlen, liebenden Elisabeth?"

Tiefe Trauer lag auf dem bleichen Gesicht des wackeren Mannes, als er mit weicher Stimme antwortete: „Du hast einen vollgültigen Anspruch auf mein Vertrauen, liebes Mariechen, ich will es dir nicht vorenthalten, ich will männlich offen zu dir reden, so schwer mir das auch werden mag und so schmerzlich

dich auch berühren, so tief dich auch erschüttern muß, was ich zu sagen habe. Höre mich an, Mariechen, aber unterbrich mich nicht, laß mich auf einmal sagen, was mich bedrückt, es wird mir dann leichter werden. Zuvor aber muß ich bemerken, daß ich Elisabeth noch liebe, und eben das, daß ich nicht ablassen kann, diese unglückliche Frau zu lieben, das ist es, was mich am schwersten drückt. Höre, als ihr hierher kamt, befand ich mich in langsamer Genesung begriffen, eure Liebe war eine mächtige Stärkung, ich schwelgte in dieser Liebe, je stärker ich aber wurde, desto häufiger kam mir der Gedanke, daß es doch entsetzlich sein müsse für ein junges, schönes Weib, einen Krüppel zum Manne zu haben, einen Mann mit lahmem Fuß, mit steifem Arm, mit furchtbar entstelltem Gesicht —“

„Das war meine Ahnung,“ rief Frau von Redow unwillkürlich, „ich wußte, daß ich mich nicht täuschte.“

„Anfänglich,“ fuhr der Major fort, „wies ich diesen Gedanken zurück, ich sagte mir, daß die Liebe Elisabeth's zu mir nicht eine Liebe sei, die an einen raschen Arm oder Fuß, oder an die Glätte meines

Gesichts gefesselt sei, aber der böse Gedanke kam immer wieder, und unter dem Einfluß der niederdrückenden politischen Nachrichten gewann er nach und nach Gewalt über mich. Ich sah das Vaterland in tiefster Noth und sah zugleich mich unfähig, thätig zu helfen; als Patriot mußte ich verzweifeln an der Zukunft, als Soldat war ich ein Invalide, der nicht mehr zu Pferde steigen konnte, als Edelmann war ich beschimpft durch das, was Männer gethan, die meinen Namen trugen, da fühlte ich mich denn auch tief unglücklich als Gemahl einer schönen und geliebten Frau, denn was sollte ihr, der Jugentlichen, der Krüppel? Hatte ich so unrecht?"

„Ja, unrecht überall,“ versetzte die Kammerherrin rasch, „der Gemahl Elisabeth's durfte sich nicht unglücklich fühlen, er mußte sich freuen, daß sich die Liebe der Edlen im Unglück verdoppelte; der Edelmann war nicht beschimpft durch das, was andere seines Namens gethan, schmerzlich berührt durfte er sich fühlen, aber nicht beschimpft; der Soldat durfte trauern, daß er nicht mehr streiten konnte für König und Vaterland, aber er mußte stolz sein, daß er mit Auszeichnung gestritten und Ehrenwunden davonge-

tragen hatte; der Patriot endlich brauchte nicht an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln, und der Christ, Hans, hörst du? der Christ durfte es nicht. Also unrecht überall!"

Die Wittve hatte das so schnell gesprochen, daß sie der Major nicht hätte unterbrechen können, auch wenn er es gewollt hätte, aber er lächelte nur trübe und sagte, als die Kammerherrin schwieg, einfach: „Ich hatte unrecht, jetzt weiß ich das wohl, in den Wochen, die ich auf jenem Lager lag, habe ich's hundertmal überdacht und bin mir klar darüber geworden, damals aber war ich mir noch nicht klar, und so gerieth ich in eine Stimmung oder vielmehr in eine Verstimmung hinein, in welcher ich euch Allen wohl recht viel Noth und Kummer gemacht habe. Ich schäme mich der Schwäche, die ich damals zeigte, wenn ich heute daran denke; statt muthig und ergeben zu sein wie ein Mann, war ich trotzig und mürrisch wie ein Knabe, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn es Gott nicht gefallen hätte in seiner Allweisheit, mich durch einen schweren Schlag niederzuwerfen; ich dachte diesen Schlag nicht zu überleben, ich habe ihn überlebt, auf meinem Krankenlager habe

ich mich wiedergefunden, Gott hat eine schwere Last mir aufgelegt, er aber wird mir auch weiter Kraft geben, daß ich sie tragen kann als Mann und als Christ!“

Der Major schwieg stille und blickte wehmüthig auf die Freundin, deren Augen in Thränen schwammen; die männliche Resignation des bleichen Mannes erschütterte sie tief.

„Hans!“ hat sie endlich mit dem weichsten Tone ihrer Stimme.

„Was willst du noch, Mariechen?“ fragte der Major, der aus der Anrede wohl die Aufforderung anhörte, fortzufahren.

„Welcher Schlag traf dich? rede, ich bitte dich um Gotteswillen?“ rief die Wittve angstvoll.

„Du mußt es ja wissen, Mariechen!“ entgegnete Leist langsam.

„Ich glaube es zu wissen, ich weiß es,“ drängte die Kammerherrin, „aber du mußt es sagen, mußt es aussprechen, ich muß erfahren, wie weit der Irrthum geht.“

„Irrthum?“ fragte der Major mit einem ungläubigen Lächeln.

„Sprich, Hans, rede, Gott im Himmel habe Erbarmen mit uns!“ rief die Wittve in höchster Aufregung.

„Ich will reden,“ sagte der Major plötzlich, sich zusammennehmend, indem er sich mit einem Ruck richtete, „ich erhielt einen anonymen Brief, der mich benachrichtigte, daß der große Tyrann meines Vaterlandes mit frevelnder Hand auch in das Heiligthum meiner Familie gefaßt, kurz, daß er, gereizt durch die Schönheit meines Weibes, seine Gensd'armes gesendet, kurz, daß er zur Büßung seiner Gelüste mein Weib mit Gewalt habe auf's Schloß holen lassen —“

Der Major brach ab, er flüsterte einige abgebrochene Sylben, dann sank er laut stöhnend zurück, er hielt die gesunde linke Hand vor die Augen, und Frau von Hedow sah die hellen Thränen des Mannes durch die Finger rinnen.

Mit einer unglaublich zarten Bewegung zog die Freundin die Hand von dem Gesicht des Mannes, strich mit ihrer Hand sanft über die nassen Augen und fragte mild tadelnd: „Und das glaubtest du Alles einem anonymen Briefe?“

„Nein,“ fuhr Leist auf, „nein, ich glaubte es

nicht im ersten Moment, da aber fielen mir schwer wie Gewichte einzelne Worte des alten Sternkieser in's Gedächtniß, Worte, die ich kaum beachtet und gar nicht verstanden hatte, die mir nun aber volle Gewißheit gaben; oder ist es etwa nicht wahr, was ich sagte?"

„Es ist Alles wahr, was du sagtest!“ entgegnete die Kammerherrin einfach, „und dennoch ist Elisabeth schuldlos.“

„Gewiß,“ versetzte der Major eifrig, „gewiß ist sie schuldlos, oh! das ist mir alles klar genug geworden, was vermochte das unglückliche, das arme, schwache Weib gegen die Gewalt? darum eben vermag ich ja nicht aufzuhören, sie zu lieben, das Unglück ist aber doch entsetzlich!“

„Hans!“ rief jetzt die Wittve mit leuchtenden Augen, „du quälst dich ohne Grund, allerdings hat der französische Kaiser dein Weib mit Gewalt aus diesem Hause in das Schloß holen lassen, aber sie ist aus diesem Schlosse eben so rein und schuldlos zurückgekehrt, als sie dahin gegangen, durch die Hülfe edler Menschen und durch die große Barmherzigkeit Gottes!“

„Mariechen!“ bat der Major leise und ein un-

gläubiges Lächeln schwebte um seine Lippen, „deine Freundschaft erfindet ein Märchen!“

„Ich würde dir die Wahrheit dessen, was ich sage, beschwören,“ entgegnete Frau von Redow ernst, „aber es bedarf hier keines Schwurs, höre, der General Pelet, den du im Kriege zum Gefangenen gemacht hattest, lag damals hier im Hause in Quartier. Dieser edle Mann war empört, er begleitete Elisabeth auf's Schloß, er sprach mit dem Pallastmarschall des Kaisers, seinen Bemühungen gelang es, dein Weib vor der Schmach zu schützen, der sie verfallen schien.“

Der Major seufzte, aber er vermochte nicht zu glauben, so freudig ihm die Erlösung vom entsetzlichen Weh entgegenleuchtete aus den blitzenden Augen der Kammerherrin.

„Den General kannst du nicht fragen, ungläubiger Mensch,“ fuhr Frau von Redow fort, „aber da du deiner Freundin nicht glauben willst, so frage die gute Madame Kienäcker, sie hat Elisabeth in's Schloß begleitet, sie ist während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit auch nicht einen Augenblick von ihrer Seite gewichen, ja, sie hat Elisabeth nicht aus ihren Armen gelassen; frage sie, Hans, sie wird dir das bezeugen

und sie kann einen Eid leisten, wenn du es verlangst!“

„Noch ein Mal,“ bat jetzt der Major und seine Stimme erlosch fast, „ist das Alles so wahr, wie du mir sagst, sage laut: Ja! Mariechen, und ich will nicht mehr fragen und nicht mehr zweifeln!“

„Ja!“ entgegnete die Kammerherrin voll und feierlich, „es ist so wahr, als ich hoffe, daß mir Gott hilft durch seine Gnade zur ewigen Seligkeit!“

Da sank das Haupt des Majors, dessen Augen bis dahin starr auf die Sprechende gerichtet gewesen, nieder auf die Brust, die Hände legten sich zitternd in einander und es entstand eine tiefe Stille in dem Gemach.

Mit einem ganz eigenen Ausdruck sah die schlanke ernste Frau auf den tief erschütterten Mann, man konnte in ihrem Antlitz lesen, daß sie den Jugendfreund einst geliebt hatte, ja leidenschaftlich geliebt haben mußte, es war in den funkelnden Augen auch noch ein Strahl der alten Leidenschaft, aber er war vergeistigt und verklärt in einer so schönen Weise durch die Freude, daß er den scharfen Zügen und dem bleichen Antlitz einen rosigen Schimmer und einen idealen Anflug verlieh.

Die Kammerherrin hätte jetzt gern das Zimmer verlassen, und fast fragend schaute sie der Major an, als er sein Haupt erhob und die Freundin neben sich sitzen sah, aber der fragende Ausdruck schwand rasch, um dem des innigsten Dankes Platz zu machen, und die schönen braunen Leist-Augen leuchteten zum ersten Male wieder seit vielen Wochen im Strahl warmer Freude: „Ich kann nicht vor dir knien, Mariechen,“ brach er endlich in der Ueberschwänglichkeit seines Dankgefühls Worte findend aus, ich kann nicht knien mit meinem steifen Knie, „ich kann nicht einmal aufstehen, denn die Freude hat mich schwächer gemacht in einer Stunde als es die Krankheit in Wochen vermochte, ich kann dich nicht umfassen und ans Herz drücken mit meinen lahmen Armen —“

„Nun wenn du's nicht kannst, Hans,“ unterbrach die Wittve und erglühete, „so kann ich's doch!“ Sie umschlang den bleichen Mann, sie drückte ihre Lippen an seinen Mund, und dahin war die Fassung der stolzen, selbstbewußten Frau, die so sicher durch's Leben zu gehen gewohnt war; sie brach in ein heftiges Weinen aus und schluchzend barg sie ihr Gesicht in beiden Händen. Doch die Herrschaft, die Frau von Redow

über sich selbst übte, war zu groß, als daß sie auf längere Zeit hätte gestört werden können, sie hatte der Schwäche ihren Tribut bezahlt, und nun saß sie dem Freunde wieder gegenüber mit ruhiger Haltung äußerlich, wenn auch in der Seele die Fluth der aufgeregten Leidenschaften noch nicht ganz verströmt war, sondern noch gewaltig genug wogte.

Jetzt begann nun ein leises eifriges Gespräch, Erklärungen mannigfacher Art wurden gegeben herüber und hinüber; hätte der Major noch einen Zweifel gehegt an der Wahrheit der Erzählung, die ihm die Wittve von dem verhängnißvollen Ereigniß gemacht, er hätte nun schwinden müssen, aber er hatte schon lange keinen Zweifel mehr gehegt. Der Freund und die Freundin trafen ihre Verabredungen; Elisabeth sollte nichts erfahren, daß Leist von dem brutalen französischen Attentat etwas wußte, bis sie, wie sich vorher sehen ließ, ihren Gemahl selbst davon unterrichten würde, was sie bis jetzt gewiß lediglich aus Rücksicht auf dessen Gesundheit unterlassen. Leist erfuhr nun auch, daß Elisabeth nach seiner ersten Genesung der Sehnsucht nach ihrem Kinde fast erlegen sei, daß sie die Gefühle der Mutter aber muthig be-

kämpft habe, um der Liebe willen zu dem Gemahl, deren Erfüllung damals ganz besonders schwer war, weil Leist von Wahn befangen glaubte, das schöne junge Weib habe ihm, dem Krüppel, ihre Liebe entzogen und erfülle nur aus Pflicht noch ihre Aufgabe bei ihm. Es war dieser vermeintlich kalten Pflichterfüllung, der er seine kalte Höflichkeit entgegen setzen zu müssen glaubte.

Nach und nach wurde das Gespräch ruhiger, Leist ergab sich darein, den Winter über noch in Königsberg zu bleiben, denn sein Zustand machte eine Winterreise geradezu unmöglich, aber er konnte sich nicht entschließen, jetzt seine Gemahlin zu entlassen, ihre Rückkehr nach Spankow zu dem Kinde zu gestatten; er erklärte der Freundin, es sei ihm zu Sinne, als habe er noch ein Mal sich mit Elisabeth vermählt. Obgleich nun die Nachrichten aus Spankow über das Befinden des Kindes sowohl als auch des alten Oheims höchst zufriedenstellend lauteten, so versprach die Kammerherrin doch auf der Reise von Danzig nach Berlin einen Umweg über Spankow zu nehmen und selbst nach dem Knaben zu sehen.

So weit waren die Beiden, als Elisabeth von

Leist eintrat; ihr Gesichtchen war von der Winterluft lebhafter geröthet als sonst, unbefangen und glücklich, wie sie sich fühlte, seit Leist wieder mild und zärtlich war, lächelte sie dem Manne zu, entzückt schmiegte sie sich dicht an seine Seite, als dessen Augen offen und klar die alte liebe Sprache der innigsten Zuneigung zu ihr redeten. Sie gab sich keine Rechenschaft über die Veränderung, ja, dieselbe fiel ihr gar nicht auf, sie fühlte sich beglückt dadurch, und das war dieser reinen sanften Seele vollkommen genügend.

Leise hatte sich Frau von Redow entfernt, die Gatten waren allein, aber sie sprachen nicht, selig litt Elisabeth wieder jene kleinen Liebkosungen und Zärtlichkeiten, die sie sonst von ihrem Gemahl empfangen, und sie wußte in ihrem Glück nicht ein Mal mehr, daß Wochen vergangen waren, seit diese liebe Hand nicht auf ihrem Haupt geruht, seit diese lieben Finger nicht schmeichelnd ihre zarte Wange berührt.

Es dauerte lange, bevor ein Gespräch begann, als es aber einmal begonnen war, da wurde es lebhaft geführt von beiden Seiten, denn Vater und Mutter sprachen von ihrem Kinde, von ihrem geliebten Knäblein.

Draußen war es allgemach Abend geworden und tiefes Dunkel herrschte in dem Gemach, Elisabeth, dicht und zärtlich angeschmiegt an die Seite ihres Gemahls, bemerkte es nicht, vor all dem Licht in ihrer Seele; da wurde leise an die Thür geklopft, sie hörte es nicht, und der Major, der es wohl hörte, wollte es nicht hören, da das Klopfen aber jedesmal verstärkt mehre Male wiederholt wurde, fuhr Elisabeth endlich auf und öffnete die Thür.

Jetzt marschirte der alte Sternkiefer ein, gravitätisch die halbgeblendete Schirm Lampe in der Hand.

„Was giebt's Neues, alter Sternkiefer, mein guter Bursche?“ fragte der Major, der in seiner Herzensseligkeit das Bedürfniß fühlte mit Jedem freundlich zu sein.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!“ antwortete der graue Dragoner.

„Sternkiefer,“ fuhr der Major fort, „die Frau Kammerherrin von Redow reist nächsten Sonnabend nach Spankow, er reist mit ihr, siehst dich in Spankow gehörig und genau um, ob Alles noch in Ordnung ist mit meinem Oheim und mit meinem kleinen Junker, dann kehrt er auf der Stelle um, hört er, kommt wieder hierher und macht mir seinen Rapport, hört er?“

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!“ rief der Dragoner jetzt mit Donnerstimme und brach dann in ein dumpfes Lachen aus, das eben nicht anmuthig zu hören war, das er auch ganz plötzlich unterbrach, weil er fühlte, dasselbe sei nicht ganz vorschriftsmäßig. Der alte Kerl war nämlich fast gestorben vor Sehnsucht nach dem Obristlieutenant, nach seinem alten Herrn, und nach dem alten Hund, kurz, nach ganz Spankow; jetzt sollte er nun dahin zurückkehren, seinen alten Herrn sehen, einen Auftrag erfüllen, rapportiren, das machte ihn ungeheuer stolz, und jenes dumpfe Lachen bezeichnete bei ihm den höchsten Grad des Vergnügens.

„Ist die Frau Kammerherrin unten?“ fragte Elisabeth.

„Gnädige Frau,“ entgegnete der Dragoner, „die Frau Kammerherrin haben Besuch, ein Herr und eine mächtig schöne Dame sind unten!“

Sternkiefel ging jetzt, Leist und seine Gemahlin aber scherzten über den Ausdruck „mächtig schöne Dame“ und waren einigermassen neugierig, Sternkiefel's Geschmack kennen zu lernen und zu erfahren, welche Dame der alte Kerl für „mächtig schön“ halte.

Sie sollten darauf nicht lange warten, denn die

Kammerherrin fragte bald darauf mit einem Armleuchter in's Zimmer tretend: „Fühlst du dich wohl genug, lieber Hans, einen alten Freund, der sich nach dir sehnt, und eine schöne Dame zu empfangen?“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Leist, „wer ist's?“

„Mariechen und Sternkiefel haben einen Geschmack!“ flüsterte Elisabeth scherzend ihrem Gemahl zu.

„Treten sie ein, bitte!“ rief die Kammerherrin, die Thür öffnend.

Mit festem Schritt trat ein kaum mittelgroßer Herr über die Schwelle, sein Antlitz war finster, scharf spähend lugten die dunkeln Augen unter den buschigen Wimpern hervor; als er den Kranken erschaut, näherte er sich rasch, streckte seine Hand aus und fragte: „Kennen sie mich noch, lieber Herr von Leist?“

„Der edle Pley von Bessin!“ rief der Major sich rasch aufrichtend und die Hand des märkischen Edelmannes ergreifend.

„Guten Abend, Herr von Leist!“ sagte eine klare Frauenstimme.

Nun erst bemerkte der Major, daß Frau von Pley ihrem Gemahl gefolgt war.

Vorstellungen und kurze Erklärungen folgten nun,

und einige Minuten später hatte der Major das Vergnügen, drei Frauen um den kleinen Tisch vor seinem Lehnstuhl sitzen zu sehen. Die schlanke, jugendlich schöne Elisabeth mit ihren weichen, noch mädchenhaften Zügen, mit dem schwärmerischen Anflug in den milden braunen Augen, erschien fast noch schöner neben der hohen Gestalt und gesunden Fülle der Frau von Plez, die mit ihren heiteren blauen Augen eben so fest und verständig drein blickte, wie Elisabeth mit ihren braunen weich und schwärmerisch; und wie verschieden von der behäbigen und doch anmuthig-klugen Schloßfrau von Bessin war wieder die bleiche Marie von Nedow, deren Reiz ein rein geistiger ist, deren Augen, zwar ebenfalls blau, bald scharf hervorblicken unter den langen Wimpern, bald sich wie Räthsel der Lösung entziehen. Der Major hatte seine Freude an diesen Vergleichen, das leicht gelockte braune Haar Elisabeths gefiel ihm doch viel besser als das schlichte ganz hellblonde seiner Jugendfreundin und die starke Fülle röthlichen Haars der Frau von Plez, kurz, der Major fand, daß seine Elisabeth doch die hübscheste unter diesen drei anmuthigen Frauen, und das interessirte ihn gerade heute mehr als die Mittheilungen

des edlen Plez von Bessin, der ihm auseinander setzte, warum er sich mitten im Winter in Königsberg eingefunden.

Der wackere märkische Edelmann befand sich hier auf Einladung Sr. Majestät des Königs; der gewissenhafte Monarch wollte über verschiedene neue Gesetze und wichtige Veränderungen, die getroffen werden sollten, zuvor das freimüthige Urtheil von Männern hören, zu deren Einsicht er Vertrauen hegte, deren Treue er sicher war. Einer von diesen zu solch ehrenvollem Endzweck nach Königsberg berufenen Edelleuten war der edle Plez von Bessin. Willig war er dem Ruf seines Königs gefolgt, er hatte sich mit seiner ganzen Familie nach Königsberg begeben, um hier den Winter zuzubringen. Da er, wie wir wissen, in Geschäftsverbindung stand mit Frau von Nedow und stets in Briefwechsel mit ihr geblieben war, so kannte er die harten Schicksale des Majors, den er im Oktober 1806 aus französischer Gefangenschaft gerettet, und sein erster Gang in Königsberg galt darum dem Niensäckerischen Hause.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

## Die Tugendbündler.

Der Wind piffte rauh und ungestüm um die scharfen Ecken und warf denen, die rascher als sonst die Straßen Königsbergs durchschritten, die eisig geförnten Tropfen der Regenschauer ins Gesicht, die sich seit Mittag schon mit kurzen Pausen und fast immer verstärkt folgten. Tief nieder senkten sich die dunklen Wolken, durch deren schwarzen Schleier nur zuweilen der Wind hindurch fuhr und eine schmale Lücke riß, in welcher lichter Gewölk eine kleine Weile schimmerte, bis die frühere Nacht wiederkehrte. Die Straßenbeleuchtung Königsbergs hatte den Kampf mit der Finsterniß noch nicht aufgenommen; dumpf knarrend schaukelten sich zwar die schweren Laternen an den quer über die Straße gespannten Seilen, aber sie

waren noch nicht angezündet, denn es war noch nicht sechs Uhr, aber wenn sie auch angezündet gewesen wären, ihr schwaches Licht würde von geringem Einfluß auf die schwarze Nacht gewesen sein.

Drei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, folgten einem Diener, der, mit einer altmodig großen Handlaterne leuchtend, vorausging und sehr verständig die Laterne ganz tief und halb hinter sich haltend, das zum Theil sehr unebene Pflaster beleuchtete, so daß die Drei wenigstens die gefährlichsten Terrainschwierigkeiten zu erkennen und zu vermeiden vermochten.

„Ich mache mir wirklich Vorwürfe, lieber Herr von Leist, daß ich sie bewogen habe, heute bei diesem Wetter auszugehen, der Doctor wird mir dafür wenig Dank wissen, aber so schlimm habe ich's mir auch nicht gedacht — halt!“

Herr Gustav Heinrich Rienäcker unterbrach seine Rede und hielt seinen Hut fest, der eben im Begriff war, plötzlich seinen Rückweg allein anzutreten, und als es dem Kaufherrn glücklich gelungen war, den Flüchtling zu halten und ihm wiederum eine ziemlich problematische Haltung zu geben, hatte sich der Wind

feines Mantels bemächtigt und riß so gewaltig daran, daß es in der That dem rechtmäßigen Besitzer einige Anstrengung kostete, sich im Besitze dieses Kleidungsstückes zu behaupten.

„Sorgen sie für sich selbst, bester Herr Rienäcker,“ scherzte der Major, „sie sehen, daß ein alter Soldat sich mit dem Wetter noch ziemlich gut abzufinden weiß, zumal, wenn er eine so treffliche Stütze hat.“

„Die Stütze dankt!“ fuhr der edle Pletz von Bessin, der den Major führte, mit lauter Stimme fort, „ich habe in diesem Augenblicke das Heimweh nach meinem lieben Bessiner See; ich sage ihnen, bester Herr Rienäcker, wenn da der Wind über die Fläche sauft und die Wasser rauschend aufstehen und sich dann klatzend niederlegen, das ist eine wundervolle Musik für mein Ohr; ich bin ein wenig ein Narr mit meinem See, aber ich kann mir nichts heimischeres denken, als einen guten Nordwest, der über den Bessiner See kommt und gerade auf die Ecke meines Hauses stößt, auf der mein Schlafzimmer liegt; das rauscht und braust und heult mit hundert verschiedenen Stimmen, aber ich kenne die Stimmen alle und ich verstehe auch

was sie sagen, ich höre sie gern und liebe sie; drum, wenn ich in der Ferne bin, und der Wind umrauscht mich, dann bedaure ich immer, nicht am Bessiner See zu sein, ich habe eine Art Heimweh, wie's die Schweizer haben sollen, wenn sie den Kuhreigen hören.“

„Wahrhaftig, sie sind ein Dichter, Herr von Pletz,“ meinte der Major, „nun, ich kenne den Bessiner See auch, und als ich in ihrem Hause lag, das Gott schützen möge in alle Zeit! da könnte mir sein Rauschen auch gar lieblich, anders war's freilich in jener Nacht, als sie uns über den See ruderten, da war's mir nicht ganz so zu Muth.“

Die beiden Edelleute drückten sich die Hand.

„Ihren See in Ehren, Herr von Pletz,“ meinte der Kaufherr, „aber wir haben hier die See, die Ostsee, ich dünkte, das wäre ganz etwas anderes?“

„Ihre Ostsee in Ehren,“ entgegnete der edle Pletz lebhaft, „aber was geht sie mich an? ich kenne sie nicht, mir ist sie nicht vertraut, ich weiß nichts von ihr, sie weiß nichts von mir und von meinen Vätern; der Bessiner See aber, der ist mein See, mein eigner lieber alter See, der hat mit mir gelebt und ich mit ihm, so wie er mit meinen Vätern gelebt

hat vorher manche hundert Jahre. Oh — mein alter lieber See!“

Der Ton, in welchem der märkische Edelmann das sagte, war scherzhaft, aber es klang der Ernst hindurch; es war kein Scherz, der Pleß hatte wirklich Heimweh nach seinem geliebten Bessiner See.

Die beiden Begleiter bemerkten das auch recht gut und sagten nichts weiter; sie gingen nun schweigend, bis der Mann mit der Laterne an der hohen steinernen Schwelle einer schmalen und niedrigen Hausthür stehen blieb und ihnen so einen Eintritt ohne Gefahren sicherte.

„Seid pünktlich um acht Uhr wieder hier, Schletter! hört ihr?“ befahl der Hausherr, der zuletzt eintrat.

„Sehr wohl, Herr Kienäcker!“ entgegnete der alte Markthelfer, schloß die Thür hinter seinem Herrn und trat eilig den Rückweg an.

Die drei Herren standen in einem langen schmalen Flurgange, der mit rothen, sehr ausgetretenen Backsteinen gepflastert war und durch den schwachen Schein einer kleinen Lampe sehr bescheiden erleuchtet wurde, welche auf der Mitte etwa einer Treppe stand, die im Hintergrunde aufwärts führte. Ueber diese

Treppe gelangten die Herren auf einen Vorfaal, der ganz finster war; sie bedurften hier aber eines besonderen Lichtes auch nicht mehr, denn matter Schimmer, der durch die Ritzen einer Thür kam, hinter welcher sehr laut und lebhaft gesprochen wurde, leitete sie sicher zum Ziel.

Auf das entschiedene Anklopfen Kienäckers antwortete ein energisches Herein! und die Drei traten in ein sehr einfach mit Aktenrepositorien decorirtes Zimmer, dessen ohnehin beengter Raum noch ganz außerordentlich durch einen gewaltigen Schreibtisch in Anspruch genommen wurde.

„Guten Abend meine Herren und lieben Freunde!“ grüßte ein Mann in mittleren Jahren, der ihnen entgegentrat und ihnen behilflich war, die Mäntel und Mützen abzulegen.

In den scharfsitzenden Augen und dem lebhaftesten Mienenspiel dieses Mannes verrieth sich eine bewegte Seele; er war der Hausherr, der königliche Oberfiskal Mosqua.

Es fanden sich schon etwa zehn oder elf Männer in dem engen Gemach versammelt, es waren Officiere, Alle waren unter sich sowohl als auch mit unsern

Freunden bekannt, nur Herr von Pleß wurde Zweien oder Dreien noch vorgestellt.

Nach einer kleinen Weile kam noch ein Officier mit einem mehr freundlichen und wohlwollenden als geistvollen Angesicht, dessen Ankunft aber mit ganz besonderer Freude begrüßt zu werden schien; Jeder schüttelte ihm die Hand, und auch diejenigen, welche wegen der Enge des Zimmers nicht zu ihm gelangen konnten, riefen ihm ein: guten Abend, Herr von Boyen! zu.

Nachdem der Major von Boyen \*) Platz genommen, stützte sich der Oberfiskal Mosqua mit beiden Händen auf eine Ecke seines Schreibtisches, beugte sich vorn über, ließ seine Blicke umherwandern von dem Einen zum Andern in der kleinen Versammlung und sprach dann mit einem gewissen Pathos, das dem Eindrucke seiner Worte durchaus nicht vortheilhaft sein konnte: „Meine lieben Herren und Freunde, wir haben unter einander oft gesprochen von dem Unglück unseres geliebten Vaterlandes und von den Mitteln ihm abzuhelfen aus dieser Noth. Ich glaube die Zeit ist

\*) Nachmals Kriegsminister und General-Feldmarschall.

vorhanden, wo man seine Kräfte für König und Vaterland hingeben kann und muß, ohne die Wirkung verfehlen zu dürfen. Was die äußere Macht nicht vermocht hat, wird gewiß die innere Macht ins Werk richten, welche wir erst kennen lernen müssen, um davon den zweckmäßigsten Gebrauch machen zu können, deßhalb habe ich mich entschlossen, Seine königliche Majestät um Erlaubniß zur Errichtung einer vaterländischen Privatgesellschaft, die ein großer Bund von Gesinnungsgenossen werden soll, zu bitten. Und der Zweck dieses großen Bundes von Gesinnungsgenossen? Ich will hier aussprechen, was wir alle fühlen. Ja, die deutschen Tugenden sind schon sehr tief untergraben, aber noch stehen ihre Grundvesten unerschüttert da; noch ist es Zeit, dem Ungeziefer entgegen zu arbeiten, welches dazu gebraucht wird, das deutsche Vaterland zu zerstören. Noch sind wir Deutsche und in uns lebt noch die ächte deutsche Treue. Brudertreue hat bei uns allerdings schon schwer gelitten. Männer- und Weibertreue ist durch Einwirkung fremder Untugenden großen Theils dahin. Aber Bürgertreue, Unterthanentreue, die Treue des Volkes hat alle Proben bestanden; sie ist noch felsenfest. Die

grausamsten Schläge des Schicksals haben uns nur noch fester mit dem Königlichen Hause verbunden. Auf dem Grunde dieser ersten aller staatsbürgerlichen Tugenden aber kann die Wiedergeburt der übrigen nicht fehlen, es kommt dabei nur auf die zweckmäßigsten Mittel an. Diese aufzufinden und sie für Wiederbelebung altdeutscher Tugenden wirksam zu machen, das ist das Ziel meiner Bestrebungen. Mit ihnen, meine lieben Herren und Freunde, so wie auch mit andern Gleichgesinnten, habe ich darüber viel gesprochen. Es fehlt uns an einem Vereinigungspunkt. Die Schriften unserer Schriftsteller, die Predigten unserer Geistlichen, die Beispiele unserer Kriegshelden sind dazu weder geeignet noch ausreichend, für diesen Zweck mit Erfolg zu wirken. Eine Gesellschaft aller deutschen Viedermänner von Kopf und Herz ist im Stande, mit vereinten Kräften einem Uebel entgegen zu arbeiten, das uns mit Vernichtung bedroht. Zu dieser Vereinigung will ich die Hand bieten, ich will mich nicht an die Spitze stellen, ich brauche ihnen das nicht weiter zu betheuern, mein Patriotismus ist größer als mein Ehrgeiz. Der Verein oder die Gesellschaft, zu deren Errichtung ich Seine Königliche Majestät um

Erlaubniß bitten will, soll sich weder in die heutige Politik, noch in die Staatsverwaltung, noch in das, was weiter dazu gehört, einmischen. Um aber den Feinden der guten Sache den Anlaß zu benehmen, sie sogleich im Beginne zu verdächtigen, glaube ich, daß die Gesellschaft einstweilen unbekannt bleiben und nur in der Stille Gutes zu wirken suchen müßte. Weitere Mittheilungen über die Einrichtung der Gesellschaft und ihre äußere Form werde ich mich erst dann berechtigt halten ihnen zu machen, wenn mir Seine Majestät der König die allerhöchste Erlaubniß zur Errichtung der Gesellschaft ertheilt haben, jedoch habe ich mit den Meisten von ihnen schon öfter darüber gesprochen und Keinem werden meine Ansichten auch in dieser Beziehung unbekannt sein.“

Als der Oberfiscal schwieg, erhob sich einer der Officiere, der ganz im Hintergrund gesessen, langsam und sprach mit volltönender Stimme: „Herz und Verstand müssen den Plan billigen, durch eine Privatvereinigung die Uebung vaterländischer Tugenden zu befördern, und gewiß kann der Staat große Vortheile aus einem Vereine ziehen, der sich die Aufgabe stellt, der Beförderung der moralischen Wiedergeburt eines

Volk's zu Hilfe zu kommen. Dennoch, verzeihen sie mir, ich begreife nicht, wie ein solcher Verein unbekannt bleiben könnte, wenn er landesherrliche Erlaubniß und Bestätigung seiner Statuten verlangt!“

Der Officier setzte sich wieder.

„Wer ist der Herr?“ fragte der edle Pletz leise den Kaufmann Nienäcker.

„Der Major von Grolmann!“\*) antwortete der ebenso.

Jetzt erhob sich der Kriegsrath von Tepper und schlug vor, der Oberfiscals solle den Plan der Gesellschaft mit einigen Männern besprechen, welche mit an der Spitze der Regierung standen, er schlug dazu den geheimen Finanzrath von Klewitz vor; ihm schloß sich der Major von Bohen an, der sich erbot, mit seinem Chef, dem General von Scharnhorst, die Angelegenheit zu besprechen. Das wurde von allen Anwesenden lebhaft gebilligt.

Wahrscheinlich um die Herren, welche diese Besprechung mit den höhern Staatsbeamten übernahmen, noch besser dazu in den Stand zu setzen, erklärte jetzt der Professor Lehmann, ein genauer Freund des Ober

\*) Der nächmalige General der Infanterie.

fiscals, in feuriger Rede die Grundsätze der Gesellschaft zusammenfassend: „Ein musterhaftes Leben, Humanität und Anfesselung jedes Menschen an jeden und an das Gesetz ist das Strebeziel des Vereines. Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen der Wahl des Mitgliedes. Der Verein ist nicht geheim und scheut nicht das Licht, aber seine Mitglieder treten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten verborgen zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft. Die Mitglieder arbeiten mündlich oder schriftlich durch alle Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Veradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit, daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit und Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten; daß die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, daß endlich der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Ver-

weichlichung und Menschenscheu wachse. Ueberhaupt soll wahre Menschheit die Seele des Vereins sein und das Laster sein Haß. Er entsagt aller Einwirkung auf Politik, Staatsverfassung und bürgerliche Behörden. Er soll kein Strafgericht gegen die Großen des Landes bilden, noch sich Anmaßungen in ihrem Wirkungskreis erlauben. Da er kein Orden ist, so bedarf er der Formen, der Zeichen und geheimen Zusammenkünfte nicht. Jedes Mitglied erhebt sich gegen zügellose Reden zum Nachtheil des Landesherrn, der Religion und der guten Sitten. Dagegen wird Jeder laut sprechen für den edeln Sinn unseres Königs und zur Belehrung über seine Anordnungen. Auch Werthhaltung des Gottesdienstes gehört mit in den Zweck des Vereins.“

Der Eindruck, den diese rasch und feurig gesprochenen Worte auf die Anwesenden machten, war ein begeisternder, es folgte ihnen eine allgemeine Zustimmung, nur der edle Pleg schüttelte kaum merklich das Haupt. Ganz besonders enthusiastisch zeigte sich der Major von Leist und gab das auch in seiner bescheidenen Weise zwar, aber mit großer Entschiedenheit kund. Er verstand nicht Alles, was er gehört

hatte, aber das, was er verstanden hatte, gab ihm die Hoffnung, daß er als Mitglied des Vereins doch für König und Vaterland wirken und kämpfen könne, auch ohne zu Pferd zu steigen, er hoffte, der Verein werde ihm einen Ersatz geben für die verlorne soldatische Thätigkeit. Daher seine Begeisterung für die patriotischen Absichten und Zwecke, von denen hier die Rede war, Absichten und Zwecke, von denen zwischen ihm und dem alten Herrn Rienäcker viel und oft die Rede gewesen in der letzten Zeit.

Es wurden noch mancherlei Abreden genommen und manches feurige Wort tapferer Vaterlandsliebe gesprochen, im gemeinsamen Gespräch entflammten sich die Seelen, und selbst dem märkischen Edelmann, der zu der Errichtung eines Bundes den Kopf so bedenklich geschüttelt hatte, wurde wohl in dem Gespräch mit Männern, die das Gefühl begeisterter Vaterlandsliebe hier zusammengeführt hatte.

Um die Stunde, wo die Männer also feurig berathschlagten, wie dem Vaterlande zu helfen sei in seiner großen Noth, saßen zwei Frauen neben einander im Rienäcker'schen Hause, in dem zierlichen Stübchen der Frau von Leist, zwei edle Frauen, die sich in

kurzer Zeit in innigster Freundschaft an einander geschlossen hatten, Elisabeth von Leist und Hedwig von Pleß. Die Abreise der Kammerherrin von Hedow hatte dieses innige Aneinanderschließen begünstigt, Frau von Pleß schien nach Königsberg gekommen zu sein, um Maria bei der sanften Elisabeth zu ersetzen, die in ihrer liebenswürdigen Weichheit immer eines Wesens zu bedürfen schien, an das sie sich lehnen und stützen konnte. Gewiß war der Gemahl Elisabeth's Hauptstütze, aber sie bedurfte neben ihm noch einer andern; die fast männlich starke Seele der Kammerherrin hatte sie verwöhnt und sie konnte einer mitleidenden weiblichen Seele nicht entbehren, der sie ihre unendliche Sehnsucht nach ihrem kleinen Knaben anvertrauen und aussprechen durfte, denn dem Major verschwiegen sie ihre Muttersehnsucht, ihre Angst und Sorge um das ferne geliebte Kind, um dessen Sehnsucht und Besorgniß, die ohnehin schon groß genug waren, nicht noch mehr zu steigern. Seit der Rückkehr des ältern Sternkieser, der wirklich wiedergekommen war und erwünschteste Botschaft von Spankow gebracht hatte, zählte der Major schon jeden Tag bis zur Abreise

in die Heimath, die ihm der Arzt gestattet hatte für den Zeitpunkt der ersten milden Witterung.

Elisabeth fühlte sich zu der edlen Pleßin von Bessin noch viel mehr hingezogen, als zu der Kammerherrin; Frau Hedwig war milder, sanfter, nicht so fest und gebieterisch wie die Wittwe, auch freundlicher in ihrem Urtheil bei aller Klugheit, und stand darum in ihrem Wesen diesem Herzen voll schwärmerischer Hingebung näher. Ueberdem aber war sie auch Mutter und Hausfrau, zwei Eigenschaften, die edle Frauenherzen immer an sich schon mächtig an einander fesseln. Elisabeth lernte eifrig und gern bei der Hausfrau von Bessin, sie hatte in Spankow klar genug erkannt, was ihr fehle, um eine rechte Landedelfrau zu sein; sie hatte sich zwar leidlich zu helfen gewußt, aber eigentlich war es ihr ein tiefer Schmerz gewesen, daß sie nicht im Stande war, die Stelle ganz auszufüllen, auf welche sie Gott gestellt, und darum benutzte sie eifrig die Aufschlüsse, Lehren und praktischen Winke, welche ihr die Schlossfrau von Bessin gab, deren Wirthschaft ja für ein Muster gelten konnte in der ganzen Mark Brandenburg. War nun Elisabeth eine eifrige Schülerin, so war Hedwig eine fast noch eif-

rigere Lehrerin, denn die Schloßfrau sehnte sich lebhaft nach der gewohnten Thätigkeit in Haus und Hof, Garten und Feld, ja, es ging so weit, daß sie zuweilen klagte: es sei ihr schmerzlich, keinen Fuchs hegen zu können, denn das Wetter sei doch gar zu schön dazu. Sie konnte mit wirklichem Entzücken von ihren Fuchshegen erzählen, bei denen sie die Hunde in ihren leichten mit zwei muntern Pferden bespannten Wagen nahm und sie von da aus auf den Fuchs los ließ. Freilich hörte ihr Elisabeth stannend zu, aber bald begriff sie, daß auch solche Dinge einer rechten Landedelfrau nicht übel ständen, und nahm sich vor, künftig in Spankow Alles zu machen, was Frau von Pleg in Bessin machte. Wie die es aber machte, das erfuhr sie gründlich, denn da Frau von Pleg in Königsberg nicht wirthschaften konnte, wie in Bessin, so war ihr's eine wirkliche Freude und Genugthuung, eine wahre Erleichterung, der jüngeren Freundin immer und immer wieder zu erzählen von ihrer Wirthschaft. Zahllose Recepte schrieb sich Elisabeth ab, und Frau von Pleg theilte ihr sogar ihr Verfahren mit, Seife zu kochen. Die Schloßfrau von Bessin war immer stolz auf ihre Seife gewesen, und Elisabeth

freute sich schon im Voraus auf die großen Augen, welche die Weiber in Spankow machen würden, wenn sie plötzlich mit solcher Weisheit von Bessin ausgerüstet mitten unter sie treten werde.

Auch an diesem Abend hatten die beiden Mütter und Hausfrauen viel zu verhandeln gehabt, waren aber in ihrem Gespräche durch die gute kleine Madame Rienacker unterbrochen worden, welche in ihrer rastlosen Weise drei oder vier Mal zu kommen und zu gehen pflegte, aber niemals länger verweilte, als nöthig war, um die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft mitzutheilen, für welche die gute Frau immer ein besonderes Interesse zeigte. Auf beinahe wunderbare Weise wurde Madame Rienacker auch von Allem sofort in Kenntniß gesetzt, was sich in der näheren oder in der entfernteren Nachbarschaft ereignete. Die Dienstleute kannten die Schwäche ihrer Hausfrau und sie kamen nie von einem Gange zurück, ohne eine kleine Geschichte mitzubringen.

Am heutigen Abend hatte die kleine Frau mit höchster Entrüstung und in wirklicher Aufregung den Damen mitgetheilt, daß die Frau des Kriegsraths, der nur um die Ecke wohnte, flüchtig geworden und

einem französischen Officier nachgezogen sei, der längere Zeit sein Quartier im Hause des Kriegsraths gehabt. In den stärksten Ausdrücken hatte Madame Mienäcker ihren Zorn und ihre Verachtung gegen die ungetreue Ehefrau und gewissenlose Mutter ausgesprochen, und ihre Energie dabei war so gewaltig gewesen, daß die beiden Damen ihr beinahe bestürzt nachsahen, als sie mit einem kräftigen Trumpfe das Zimmer verließ.

Die beiden Freundinnen saßen noch einige Minuten schweigend einander gegenüber, als Madame Mienäcker das Zimmer verlassen hatte, und blickten vor sich nieder, dann sagte Frau von Plez im Tone tiefster Theilnahme: „die arme unglückliche Frau!“

Elisabeth fuhr zusammen, vor dem Tone mehr, in welchem diese Bemerkung gemacht wurde, als vor dem Inhalt derselben. Ihre empfängliche Seele hatte sich von dem Unwillen, den Madame Mienäcker aussprach, sofort hinreißen lassen, und war ihr auch die Form, in welcher die Verdammung der ungetreuen Ehefrau ausgesprochen wurde, zu herbe, zu heftig, so hatte sie doch in dieselbe, ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, eingestimmt.

Sie sah Frau von Plez verwundert an und fragte leise: „ist die Untreue nicht entsetzlich, abscheulich?“

„Die Untreue ist verabscheuungswürdig,“ entgegnete ernst Frau von Plez, welche den Blick und die Frage Elisabeths sofort verstand, „aber ist die Frau, welche zur Untreue verführt wurde, darum nicht um so beklagenswerther?“

Eine feine Röthe färbte Elisabeths Antlitz, sie machte sich einen bitteren Vorwurf daraus, daß sie eine Unglückliche einen Augenblick lieblos verdammt hatte.

„Ja, meine theure Elisabeth,“ fuhr nach kurzem Besinnen die Schloßfrau von Bessin fort, „ich vermag es nicht, so hart zu schmähen über eine Frau; sonst, ja noch vor wenigen Monden urtheilte ich fast wie unsere liebe Mienäcker. Jetzt weiß ich, daß diese gute Frau in ihrer Treue niemals auf die Probe gestellt worden ist, daß ihr nie der Verführer genahet, Frauen aber, denen die Versuchung nahe getreten ist, deren Tugend auf die Probe gestellt wurde, die urtheilen nie hart über diejenigen Mitschwestern, die der Verführung erlegen sind, denn sie wissen es, wie noth-

wendig es ist, daß sie täglich beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!“

Befremdet, mit großen Augen und ängstlichen Blicken, sah Elisabeth der Freundin, die fast feierlich sprach, ins Gesicht, sie hätte gerne gesprochen, aber sie vermochte nicht auszusprechen, was sie kaum zu denken wagte; aber was sie dachte, stand auf ihrem Gesicht geschrieben, und mild lächelnd antwortete Frau von Plez auf die stumme Frage: „Ich urtheile nicht milder über die Schuldigen, weil ich mich selbst schuldig fühle, nein, Gott sei Dank! ich bin nicht schuldig der Untreue, aber der Versucher ist auch mir nahe getreten, und ich weiß, daß es nicht meine eigene Kraft war, durch welche ich gerettet wurde, darum urtheile ich milde. Sie schauen mich so ungläubig an, liebe Freundin, in ihrer liebenden Seele kann auch nicht der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen, ich begreife es wohl, denn so wie sie habe auch ich gedacht, ich liebte meinen theuern Herrn, so wie sie den ihrigen lieben, und dennoch sichert auch solche Liebe nicht vor der Versuchung.“

Elisabeth ergriff die Hand der Freundin und führte sie an ihre Lippen, es regte sich in ihrer Seele

etwas, was ihr sagte, daß diese starke, kluge, klare und muthige Frau ganz bestimmt Recht haben müsse, wenn sie also spräche; das erfüllte sie mit banger Besorgniß, aber ganz mit ihr übereinstimmen konnte sie doch nicht, denn ihre schwärmerische Liebe zu ihrem Gemahl schloß die Möglichkeit einer Untreue ganz aus.

Frau von Plez schien dem Gedankengang der jüngeren Freundin gefolgt zu sein, denn plötzlich richtete sie sich auf, legte ihren Arm um Elisabeths Nacken und zog sie innig an sich, zugleich aber flüsterte sie: „Kommen sie, meine theure Elisabeth, ich will ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die mir viel Thränen gekostet hat, ich will sie ihnen erzählen, weil sie ihnen nützlich werden kann. Hören sie, im Herbst vorigen Jahres hatten wir französische Einquartierung in Bessin, den General Pelet —“

Elisabeth zuckte zusammen und blickte auf.

„Oh! nein,“ fuhr Frau von Plez fort, „ich weiß, daß sie den General kennen, aber um ihn handelt es sich nicht; General Pelet hatte einen Adjutanten, einen jungen Chasseurofficier, der, von einem wilden Haß gegen Preußen gestachelt, sich meinem lieben Herrn verhasst machte durch Uebermuth und Anmaßung, mir

aber durch eine übermüthige, fast freche Huldigung, wenn man so sagen kann, höchst lästig fiel. Sie können denken, liebe Elisabeth, daß ich für diesen Mann keine Gefühle hegte, über die ich mir irgend Vorwürfe zu machen gehabt hätte, dennoch bemerkte ich, daß mein lieber Herr unruhig, ja, daß er eifersüchtig wurde. Damals lächelte ich darüber, jetzt weiß ich, daß der Mann, der eine Frau liebt, Ahnungen hat, die selten täuschen. Jener Lieutenant that einige Zeit später mehrere Schritte, die ihn mir noch verhafter und widerwärtiger machen mußten, als er es schon war. Mein Oheim, der General von der Carnitz war es, der einst im Kriege den Vater des Lieutenants als Spion hatte erschießen lassen, mit wildem Haß verfolgte er ihn dafür, um Rache zu nehmen; endlich denuncierte er sogar meinen lieben Herrn. Pletz wurde gefänglich eingezogen und kam nur durch die Großmuth des Generals Pelet frei. Während Pletz noch gefangen saß, erschien der Lieutenant wieder bei mir, er wagte seine Werbung also fortzusetzen, gewiß eine abscheuliche Beleidigung nach Allem was geschehen; ich wies ihn zurück, wie er's verdiente, ich ließ ihn meine Verachtung fühlen. Wie ein Unsinniger sprengte

er vom Hofe, kurz darauf fanden sie ihn mit zerfesseltem Kopf und zerschmetterten Gliedmaßen unsern des Thores. Wie meine Pflicht war, nahm ich den entseztlich gerichteten Feind auf in mein Haus und ließ ihm möglichste Pflege angedeihen; bis hierher war Alles gut. Nun aber nahete der Verführer; ja, oft sind es unsere besseren Eigenschaften, unsere sogenannten Tugenden, deren sich der Verführer bedient, um uns zu Falle zu bringen. Liebe Elisabeth, ich konnte die furchtbaren Qualen und Leiden des jungen Mannes nicht mit ansehen, ohne gerührt zu werden, ich konnte den unüberwindlichen Muth und die geistige Stärke, die der Verwundete wochenlang, mondenlang allen diesen Schmerzen und Leiden entgegensetzte, nicht sehen, ohne sie zu bewundern. Es ist eine lobenswerthe Eigenschaft der Frau, daß sie mitfühlend und leicht bewegt Anderer Leid zu lindern sucht, es steht der Frau wohl an, bewundernd aufzublicken zu der Stärke des Mannes; wohl an denn, ich hatte schon nicht den Feind, sondern nur einen schwer verwundeten Unglücklichen aufgenommen in mein Haus, jetzt beklagte ich die Leiden dieses Mannes und bewunderte seine Seelenstärke. Mitleiden und Bewunderung zogen

mich zu ihm hin, schon mehr als recht war, ehe ich mir noch eigentlich Rechenschaft gegeben hatte. Nach und nach trat ein Zustand langsamer Genesung ein, mein Mitleiden und meine Bewunderung stiegen, denn muthig und unerschütteret schaute der junge Mann in die Zukunft, obwohl das für ihn eine Zukunft kaum noch war, denn an eine Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn war gar nicht zu denken. Dabei zeigte er mir eine rührende Dankbarkeit; sein Unglück, sein Muth endlich nahmen mich so ein, daß ich der Vergangenheit ganz vergaß, daß ich in ihm nur noch mein Geschöpf sah, ein Wesen, das ganz allein durch mich dem Tode entrissen und dem Leben erhalten worden; der Stolz, diesen muthigen Mann gerettet zu haben, riß mich vollends hin. Zwar war ich mir des Abweges noch gar nicht bewußt, auf den ich gerathen, aber ich fühlte Sehnsucht nach ihm, ich sehnte mich nach meinem Platz an seinem Bette, wo ich ihm vorzulesen pflegte, und wie eine Flamme durchzuckte es mich, wenn er leise meine Hand küßte. Ich war wie blind, mit Mitleiden und Bewunderung, mit frauenhafter Theilnahme hatte mich der Versuchter gefangen. Mein lieber Herr hatte auch keine Ahnung

von meinem Zustande, auch er bewunderte nur meine rastlosen Bemühungen für den Unglücklichen; in aufrichtiger Anerkennung, nicht im Spott nannte er mich öfter eine barmherzige Schwester, oh! ich hatte die Barmherzigkeit niemals so nöthig als damals, und sie wurde mir zu Theil, einen Schritt vielleicht noch vor dem Untergang. Ich weiß jetzt deutlich, daß ich verloren gewesen wäre, wenn mich nicht eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde meine Sehnsucht zu dem Unglücklichen getrieben hätte — ich kam leise an sein Zimmer und ich lauschte, als ich lachen und lachend meinen Namen nennen hörte. Der Kranke ging bereits wieder, wenn auch auf Krücken, und konnte einen Theil des Tages außer Bett sein, er unterhielt sich mit seinem französischen Diener. Was ich vernahm, war meine tiefe Schmach, aber zugleich eine bittere, rettende Arznei. Sie erlassen mir, zu wiederholen, was der Elende seinem Bedienten, hören sie, seinem Bedienten! über mich sagte, kurz, er hatte meine erwachende Leidenschaft früher bemerkt als ich selbst, er spottete darüber, er wollte sich, um mich völlig zu verderben, noch eine Weile kränker stellen als er war, und meine Schande sollte seine Rache sein an dem

Hause Carnitz. Das ist meine Geschichte, liebe Elisabeth, die Augen waren mir geöffnet, ich dankte Gott für diese Rettung, und seitdem erst weiß ich, was es heißen soll: führe uns nicht in Versuchung! seitdem aber vermag ich's auch nicht, eine unglückliche Frau zu verdammen, die der Versuchung unterliegt, ich weiß, daß es nur Gottes Barmherzigkeit ist, wenn die Frau nicht erliegt. Ich gewann damals Stärke genug, dem Elenden, der mich verderben wollte, auch den Schatten von Triumph, den er bereits gewonnen zu haben glaubte, wieder zu zerstören; ich betrachtete es als eine gerechte Buße, ihn zu besuchen wie vorher, ihm alle Hülfe zu leisten, die er bedurfte; ich las ihm vor, wie bis dahin, ja, ich war vielleicht noch aufmerksamer und dienstbereiter, kurz, für den Kranken wurde Alles gethan, so blutsauer es mir oft wurde, so gewaltig ich auch oft ringen mußte mit meinem sich steigenden Widerwillen. Zugleich aber zeigte ich ihm nach und nach, daß er sonst nichts zu hoffen hatte von mir, weder für Liebe, noch für Rache, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, mich zu überzeugen, daß er sich getäuscht zu haben glaubte, und ich hörte ihn sogar einst mit Bewunderung von diesen ihm unbegreiflichen deutschen Frauen reden, die einen todfran-

ken Mann mit einer Hingebung ohne Gleichen pflegen und sich von dem genesenen spröde zurückzuziehen vermöchten. Da haben sie mein Geheimniß, theure Elisabeth; eben so offen und ehrlich, wie ich's ihnen jetzt erzählt habe, habe ich's auch meinem lieben Herrn mitgetheilt, jedoch erst als der Franzose unser Haus verlassen hatte, erst da hatte ich Muth dazu; und wie seltsam diese Männer doch sind! denken sie, Pletz lächelte zu meinem Bekenntniß und meinte, ich hätte mir viel Sorge ohne Noth gemacht, er wollte die Gefahr gar nicht zugeben, in der ich mich befunden, erst als ich fast ärgerlich wurde und ihm betheuerte, daß die Gefahr wirklich groß gewesen, schwieg er still und versuchte nicht weiter, mir das auszureden. Sie lächeln, liebe Elisabeth?"

„Oh,“ erwiderte die liebliche junge Frau, „ich lächle, weil ich glaube, daß ich hier Herrn von Pletz besser verstehe, liebe Hedwig, als sie ihn verstanden haben, Herr von Pletz ist eben ganz einverstanden mit ihnen gewesen über die Gefahr, in der sie geschwebt; wenn aber ein Mann eine Frau liebt, so wird er sie immer entschuldigen, wenn sie sich selbst anklagt, ich weiß das, darum klage ich mich so oft selbst bei Leist

an, er entschuldigt mich dann sofort sehr eifrig vor mir selbst.“

Elisabeth blickte verlegen zur Seite, das letzte naive Bekenntniß war ihr wider Willen entschlüpft; Frau Hedwig aber küßte die Freundin zärtlich auf die Stirn und sprach: „sie sagen, sie hätten so viel von mir gelernt, liebe Elisabeth, ich sehe aber, daß ich auch noch mancherlei von ihnen lernen kann —“

„Oh! was die Liebe betrifft“ — fuhr Frau von Reist heraus, aber sie schwieg noch glücklich still, bemerkend, daß sie im Begriff war eine neue Indiscretion gegen sich selbst zu begehen.

Jetzt lachte Frau von Pleß, denn das plötzliche ängstliche Schweigen der jungen Frau war wirklich komisch, und lachend huschte im selben Augenblicke die kleine runde Madame Nienäcker ins Zimmer und rief: „Denken sie sich, meine Damen, da haben hier die Frauen und Mädchen einen Bund gestiftet, daß keine von ihnen ein Verhältniß, auf gut deutsch eine Liebschaft, mit einem Franzosen haben will, das muß jede beschwören, die in den Bund eintritt. Diese albernen Närrinnen haben gut Bund stiften und schwören, jetzt, wo keine Franzosen mehr hier sind, warum aber ha-

ben sie den Bund nicht gestiftet, ehe die Franzosen herkamen? oder da sie noch hier waren? saubere Gesellschaft das, und die schöne Frau Kriegs-räthin von der Ecke hier, die dem elenden Franzosen nachgelaufen ist, die ihren Mann und vier Kinder im Stiche gelassen hat, die war auch mit in dem Bunde. Nein, meine Damen, was man in diesem Königsberg Alles erleben muß, sie glauben's gar nicht! Doch kommen sie, kommen sie, mein Alter macht schon ihren Punsch, meine liebe Frau von Reist, und die Herren warten auf sie!“

Rasch erhoben sich die beiden Damen und folgten der freundlichen Wirthin, die vorangehen wollte, aber kaum die Thür geöffnet hatte, als sie blitzschnell verschwand und halb klagend und halb zornig rief: „Ach, da läßt das dumme Thier wieder die Brodschnitten zu braun werden, ich rieche es schon, und unser Major will sie nicht braun haben!“

Die Schnelligkeit, mit welcher Madame Nienäcker die Treppe hinabslog und in der Küche verschwand, war ein völliges Räthsel für die beiden Damen, die lachend folgten. Als sie in das Zimmer traten, in welchem der trauliche, winterlich-nordische Theetisch

aufgestellt war, hörten sie den edlen Pletz noch sagen: „mein letztes Wort: ich will die Strebungen dieses Vereins ehren, wenn ich Wirkungen sehe, Mitglied werde ich nicht, erstens, weil ich keine geheimen oder auch nur halbgeheimen Gesellschaften leiden kann, und zweitens, weil ich alles Das, was die Gesellschaft von ihren Mitgliedern verlangt, ohne sie ganz allein thun kann, oder vielmehr allein zu thun schon längst gewohnt bin — doch da sind unsere liebenswürdigen Damen!“

Herr von Leist ging sofort den Damen entgegen, der edle Pletz machte Frau von Leist sein tiefes Compliment und nickte seiner Gemahlin freundlich zu, Herr Gustav Heinrich Rienäcker aber rief: „Ihr gehorsamster Diener, meine gnädige Frau, bin schon für sie beschäftigt, wie sie sehen!“ dabei hob er das Punschglas auf, in das er eben etwas Erdbeersaft tröpfelte.

„Hier ist ihr geröstetes Brod, lieber Major! beinahe hätte mir's die Köchin zu braun werden lassen, aber ich kam noch glücklich in der letzten Secunde an!“

Damit überreichte die gute Frau Rienäcker keuschend und mit hochrothem, aber glücklichem Antlitz dem Major, der ihr entschiedener Liebling war, einen

Teller, auf welchem ein tüchtiger Vorrath von Brodschnitten aufgehäuft lag.

In dem Augenblick fiel Elisabeth ein, daß ihr Gemahl auch verwundet und krank in der Pflege der guten Madame Rienäcker gelegen, ähnlich wie der französische Offizier im Herrenhause zu Bessin, sie konnte nicht unterlassen, lächelnd zu ihrer Freundin hinüber zu blicken, die aber mußte zu gleicher Zeit denselben Gedanken gehabt haben, denn sie erwiderte Elisabeths Lächeln mit einem wehmüthigen Blick. Solchem Blick konnte die junge Frau nicht widerstehen, mit zwei leichten Schritten war sie der Freundin zur Seite, drückte ihr verstohlen die Hand, was eine stumme aber liebevolle Bitte um eine Verzeihung war, die ihr schon gewährt worden, noch ehe die Bitte gethan. Nun erst nahm Elisabeth Platz neben dem wackern Hausherrn, welcher der schönen Frau Majorin eben so väterlich zugethan war, wie die gute kleine Frau Mathilde Rienäcker ihren lahmen Major mit wahrer Mutterliebe und Sorge umgab.

## Dreißundzwanzigstes Capitel.

## Unerwarteter Besuch.

Ein ganz eigenthümliches Leben herrschte damals in Königsberg, ein Leben, welches sich in kurzen Worten schwer charakterisiren läßt, das aber Jedem unvergeßlich sein muß, der einen Eindruck davon empfangen hat. Zunächst trat ein großer Ernst hervor, der ging, dem treibenden Sauerteig zu vergleichen, durch alle Schichten der Bevölkerung, von den Hofreisen an bis zu den geringsten Handwerkern, und stach grell ab gegen manche Unsitte und Leichtfertigkeit, die entweder als schlechter Rest einer bösen Vergangenheit übrig geblieben waren, oder als Geschenke der französischen Einquartierung Eingang gefunden hatten und mit zäher Hartnäckigkeit sich behaupteten gegen bessere Einflüsse. Die Heuchelei ist die Huldigung, welche das

Laster der Tugend unwillkürlich darbringt; solcher Huldigungen wurden der Tugend damals viele zu Theil, es wurde viel Tugend geheuchelt, weil eben auch viel wirkliche Tugend vorhanden war, welche diese Huldigung erzwang. Der königliche Hof, an dessen Spitze um den König damals drei edle und ausgezeichnete Frauen standen, die Königin Louise, die Prinzess Wilhelm und die Prinzess Louise, vermählte Fürstin Radziwill, lebte in einer fast bürgerlichen Schlichtheit und Zurückgezogenheit, aber er ließ nichts Unreines in seiner Nähe aufkommen; der Adel, der im Drangsale des Krieges unermesslich gelitten hatte und von den Folgen noch schwerer leiden sollte, nahm sich mit großer Energie auf und fand rasch die rechte Stellung sowohl zum Könige, als auch zu den andern Ständen, namentlich zu dem Landvolke, indem er klar erkannte, wie viele Interessen dem Edelmann und dem Bauer gemeinsam. Die großen Familien des Landes, namentlich die Dohna, die Döbnerhoff, die Finkensteine, die Auerwalde, die Kaiserlingke, die Groeben und viele Andere waren von einem edlen Geiste opferfreudiger Hingebung an Staat und Zukunft befeelt. Bei Hofe und in der Gesellschaft fanden diese Geschlechter

eine rechte und vollkommene Repräsentantin in jener edlen Gräfin Dohna, welcher die Königin Louise, ihrer vier trefflichen Söhne wegen, den Ehrennamen der „spartanischen Mutter“ beigelegt. Auch die Städte hatten unendliche Last zu tragen nach großem Verlust, und mit Ernst und Fleiß strebten Kaufleute und Handwerker um die Wette, geschlagene Wunden zu heilen, Verluste zu ersetzen. Es war ein neues Band gewoben in der Nacht des Unglücks, welches den König und die Stände seines Volkes umschlang und sie zusammenhielt in einer Eintracht, die allein im Stande war, Preußen zu retten. Dieses neue Band wechselseitiger Liebe und Hingebung fand seinen äußeren Ausdruck bei der Taufe der Prinzessin Louise im Februar 1808; da standen die Edelleute, die Bürger und die Landleute, die Vertreter der Stände Preußens, unter den Prinzen und Prinzessinnen am Taufstein, sie legten ihre Hände auf das junge Kind ihres Königs und beteten für ihn und sein Haus. Das war die Weihe der Erneuerung des Bundes zwischen dem Könige und den verschiedenen Ständen seines Volkes.

Die hohe, aber gewaltige Aufgabe war, Preußen wieder aufzurichten. Verzweifeln und bebten selbst mu-

thige Herzen vor dieser Aufgabe zurück, denn es war da Alles, Alles fast gebrochen und niedergeworfen, und überdem lag der Feind, er blieb der Feind trotz des Friedens, mit seinen Schaaren und seinen unerhörten Anforderungen wie ein Alp auf dem Lande; dennoch wurde muthig Hand ans Werk gelegt und mit Ernst und Ausdauer gewirkt und geschaffen. Muth und Kraft stärkten sich an der Arbeit selbst, die Zagenden faßten Vertrauen und auch zu den Verzweifelnden trat die Hoffnung mit ermutigendem Gruße. Die erschütterten oder zerstörten Fundamente des Staates herzustellen mülhte sich mit gewaltiger Energie und tiefer Einsicht der Freiherr von Stein mit der sturmfreien Seele und dem gläubigen Herzen; die umgeworfenen Säulen des Heeres richteten Scharnhorst wieder auf und seine Paladine Kleist, Bohnen, Gneisenau, Grolmann und Andere; ein Zug von unbefiegliger Energie ging durch das ganze Volk, das sich gewaltig erhob in alter Kraft hinter den Trümmern des alten Staates, aus dessen starren Formen das Leben lange vor Jena schon gewichen, der zusammengebrochen war in dem wilden Kriegsturme. Das preußische Volk erhob sich, den Staat wieder aufzu-

bauen in neuen Verhältnissen, in Formen, die allen Ständen Spielraum ließen, ihre Kräfte zu entfalten, auf daß Volk und Staat eins würden und nicht wieder zwei getrennte Wesen, wie es leider vor Jena gewesen.

Den besten Willen hatten Alle vom König an bis zu dem Letzten, der seine Hand ans Werk legte, und so entstand ein Werk, das man ein Wunderwerk nennen darf, obwohl es Nothwerk war und die Spuren eines solchen deutlich genug an sich trug. Es galt, den Bau unter Dach zu bringen, da konnten oft die Materialien nicht so sorgfältig gesichtet werden, als es zu wünschen gewesen wäre, da wurden auch Werkmeister und Bauleute öfter an die unrechte Stelle gestellt, da wurden die Pläne des Bauherrn im Einzelnen oft nur mangelhaft ausgeführt oder ganz falsch verstanden, da wurde mancher treffliche Baustein aus dem alten preussischen Hause bei Seite geworfen oder an der unrichten Stelle vermauert, da wurde auch mancher mächtige Pfeiler in der Hast zertrümmert, weil er für den Augenblick im Wege war, dessen Erhaltung aber für die Festigkeit des Gebäudes von hohem Werth gewesen wäre oder später beim innern

Ausbau dem Hause zu Schmuck und Zier gereicht hätte. Im Drange der Noth, unter dem Druck der Umstände wurde aus Eifer und Unkunde viel gesündigt und noch mehr verfehlt, viel übersehen und noch mehr unterlassen, weil man später nachzuholen die Absicht hatte; das Wunderwerk war eben ein Nothwerk. Leider hat man später oft nur das Wunderwerk preisen, das Mangelhafte daran aber nicht anerkennen wollen, ja, einzelne der Werkmeister und Bauleute von damals haben gerade das Mangelhafte an dem Bau am meisten gepriesen.

Alles, was von der Organisation des Staates gilt, das gilt auch von der des Heeres, auch sie war ein Wunderwerk, aber das Wunderwerk trug den breiten Stempel der Zeit der Noth, in der es geschaffen, an der Stirn. Auch die Mängel in der Heerverfassung galten Vielen und gelten noch Einigen als eigenthümliche Vorzüge.

Es gab schon damals, als man noch am Werke war, ja schon als man begann, scharfblickende Patrioten, welche die Gefahren erkannten, die für die Zukunft aus verschiedenen Einrichtungen hervorgehen mußten, aber sie schwiegen entweder, weil es sich

eben um ein Werk der Noth handelte, das ja später verbessert werden konnte, und weil sie den schönen Einklang der Geister im patriotischen Schaffen nicht stören wollten, oder ihre treu gemeinten Warnungen verhallten ungehört oder wurden endlich, wenn sie gehört wurden, im Drange der Umstände nicht so berücksichtigt, als gut gewesen wäre.

In vielen Fällen mag eine volle Berücksichtigung solcher Warnungen damals gar nicht möglich gewesen sein, der König und seine Helfer haben gewiß die vollste Entschuldigung, aber schwere Mißstände und große Nachtheile für das Vaterland sind daraus hervorgegangen.

Zu den treuesten und eifrigsten Helfern aber auch den Warnern in jener Zeit, als das große Werk begann, gehörte der edle Plez von Bessin. Der ehrenfesteste märkische Edelmann war nach Königsberg berufen, seinen Rath zu geben und die Bauleute mit seinen Einsichten zu unterstützen, und man hätte keine bessere Wahl treffen können, denn obwohl Herr von Plez, mit jenem bescheidenen Stolze, der ihm, einem unabhängigen Edelmann, so wohl anstand, es abzulehnte, wirklich in den Staatsdienst einzutreten, so war

er doch unermülich thätig. Der Freiherr von Stein hatte eine große Freude an dem Plez, er wußte den ganzen Mann zu verstehen, weil auch er ein ganzer Mann war; Herr von Plez wurde über all die neuen Einrichtungen der inneren Landesverfassung gehört, manches Gute wurde mit seiner Hülfe zu Stande gebracht, manches wurde als gefährlich beseitigt, weil er seinen Widerstand entgegensezte, und wenn dagegen auch viele Einrichtungen gemacht wurden, vor denen er treulich und eifrig warnte, so verkannte man bei seinem Widerspruch weder den Patriotismus, noch die Einsicht, sondern entschuldigte sich mit der Noth und vertröstete ihn mit der Hindeutung auf Abänderungen in der Zukunft. Damit war Herr von Plez freilich wenig zufrieden, er wußte aus den Erfahrungen in seinen Lebenskreisen, wie schwer es ist, etwas wieder herzustellen, was ein Mal beseitigt worden, aber er schwieg, weil er nur bei dem zu beharren pflegte, was er wirklich verstand, sich für keinen großen Politiker und Staatsweisen hielt und seinen Widerstand seufzend aufgab, wenn man ihm erklärte, daß diese oder jene alte Einrichtung, für deren Erhaltung er kämpfte,

nicht mehr in das Ganze der neuen politischen Organisation passe.

Es war für den edlen Pletz eine schwere Zeit, er sah klar manchen großen Uebelstand voraus, dennoch litt die feste patriotische Zuversicht auf die Erhebung Preußens in ihm keinen Schaden, denn er wußte, daß die kernhafte Unverwüstlichkeit, die in ihm selbst lebte, auch in den Herzen des Volkes in den alten Brandenburgisch-Preussischen Landen war, und er sah vor Augen, schon in den ersten Anfängen, was diese Unverwüstlichkeit vermochte.

Der ernste und feste Mann schloß sich im Laufe dieses Winters aufs engste und innigste an den Major von Leist, der für ihn so recht ein Bild jener Preussischen Unverwüstlichkeit war, welcher seiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte. Ernst, zurückhaltend, verschlossen selbst einer Frau gegenüber, die er mit der ganzen Manneskraft seines Wesens liebte, oft bis zur Unfreundlichkeit herbe gegen Alles, was von Außen an ihn kam, meist abweisend und abwehrend, zuweilen sogar zurückstoßend im Verkehr mit Andern, suchte dieser Mann in auffallender Weise den Major, bemühte sich um dessen Vertrauen, warb so zu sagen

um dessen Freundschaft. Da er Leist nicht in der Zeit gesehen, wo derselbe dem Verzagen und Verzweifeln nahe war, so bewunderte er dessen männliche Fassung, und der Eifer patriotischer Begeisterung, der sich auch bei Leist oft in schwungvoller, an Schiller'schen Pathos streifender Rede kund gab, entzückte den in Worten und Werken immer schlichten und nüchternen Sohn der Mark, der sonst alles was an Phrase erinnerte um so mißtrauischer betrachtete, je volltönder es klang. Außerdem fesselte den märkischen Edelmann auch das wunderbare Clavierpiel des Majors, das vielleicht auf ihn um so mächtiger wirkte, weil Leist wegen des steifgeschossenen linken Armes mit der linken Hand etwas unbehüßlich geworden war. Der edle Pletz war nämlich ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, aber nicht, wie sich bei seiner Eigenart beinahe von selbst versteht, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern in einer ganz andern. Sonntags Morgens saß er meist lange schon, bevor er sich zum Gottesdienst begab, am offenen Fenster und hörte wie die Kirchenglocken in der Ferne gingen, deren Schall der Morgenwind über den Bessiner See trieb, und am Abend liebte er's, sich

mit einem Trunk Wein in eine dunkle Ecke zu setzen und dem Spiel seiner Frau zu lauschen, obgleich deren Fertigkeit außerordentlich gering war und sich auf ein Paar Choräle und einige andere ganz einfache volksthümliche Melodien beschränkte. Unermüdet spielte Frau Hedwig alle ihre Melodien, sobald sie bemerkte, daß sich ihr Gemahl in seine Ecke zurückgezogen, und wenn sie ihren Vorrath erschöpft hatte, so fing sie geduldig wieder von vorn an und fuhr unermüdet fort, bis Herr von Pletz hinter ihren Stuhl trat, sich über ihre Schulter neigte und ihre Wange küßte, dann aber fühlte sie oft, daß die Augen des harten festen Mannes naß waren. Ein solcher Musikliebhaber war der Erbherr von Bessin; als er nun in Königsberg Herrn von Leist spielen hörte und Elisabeth's Gesänge lauschte, hörte er eigentlich zum ersten Male das was Kenner Musik nennen, und wie ein Zauber wirkten die meisterhaften Phantasien des Majors auf ihn; er verstand eigentlich nichts von der Musik, die er nun vernahm, und verstand sie doch wieder ganz, sie wirkte auf ihn ähnlich, wie das Brausen des Sturmes, wenn er über den Bessiner See fuhr und sich an der Ecke des Herrenhauses

brach. Er hörte es gern, wenn Elisabeth sang, der Schmelz ihrer Stimme, der glockenreine Klang ihrer Töne rührte ihn, aber fesselte ihn doch lange nicht so, wie das geheimnißvolle, räthselreiche Clavierspiel des Majors, das ihn mit zauberischer Gewalt gefangen nahm und seine Seele vollauf beschäftigte.

Zu diesen Banden, welche den eigenthümlichen Mann an Leist knüpften, kam noch etwas; er fühlte sich dem Major in politischen Dingen überlegen, er sah den Einfluß, den er auf den jüngeren Mann übte, und so hatte er das Bewußtsein, daß er in diesem Verhältniß nicht der allein Empfangende war, sondern daß er Gegengaben zu bieten habe; das aber ist zwischen rechten Männern die wahre Grundlage dauernder Freundschaft.

Das war auch die Grundlage der Freundschaft zwischen Leist und Kostitz gewesen, und Herr von Pletz begann in Leist's Leben und Herzen nach und nach die Stelle des fernen Kostitz in ähnlicher Weise einzunehmen, wie Frau Hedwig bei Elisabeth an die Stelle der Kammerherrin von Redow trat. Dadurch wurde Kostitz aus dem Herzen des Majors eben so wenig verdrängt, wie Marie aus dem Herzen Elisa-

beth's, im Gegentheil behielt Mostig seinen Platz so fest, daß Leist, wenn er erregt war, sehr oft den Erbherrn von Bessin Mostig nannte. Das gab denn wohl zu manchem heitern Scherz Veranlassung und Pleß meinte, er müsse sich nun auch, um Herrn von Mostig ganz ähnlich zu werden, dessen charakteristischen Cavalleriesluch: Der Schwarze soll mich reiten! angewöhnen. Diese Angewöhnung des fernen Freundes kannte er aus den Erzählungen des Majors.

Die Spanier haben ein Sprichwort: Je mehr die Freundschaft giebt, desto reicher wird sie! Das zeigte sich in diesen Verhältnissen als eine unbestreitbare Wahrheit, denn je inniger sich diese beiden also verbundenen Paare an einander schlossen, desto reicher an Freundschaft und Liebe wurden ihre Herzen auch für die fernen Freunde.

Ueber einen Punkt nur war der Major nicht einverstanden mit dem Erbherrn von Bessin, das war die Stiftung jenes Vereins patriotisch gesinnter Männer zur Erweckung deutschen Sinnes, zur Beförderung reiner Sitten und wissenschaftlichen Geistes, jenes wissenschaftlich-sittlichen Vereins, wie er sich selbst, des Tugendbundes, wie ihn bald Andere nannten.

Herr von Leist war begeistert für den Gedanken dieser Stiftung, der märkische Edelmann verhielt sich, wie wir gesehen haben, von vorn herein abwehrend gegen denselben, und je mehr der Gedanke des Oberfiskals Mosqua Leben und Fortgang gewann, je fester und bestimmter sich der beabsichtigte Verein wirklich gestaltete, desto höher stieg einerseits die Begeisterung des Majors, andererseits aber auch die Abneigung des Herrn von Pleß. Charakteristisch war es dabei für beide Männer, daß Herr von Leist fortwährend bemüht war, seinen ältern Freund von der Wichtigkeit der neuen Stiftung, von der Bedeutung, welche dieselbe für die Zukunft haben werde, zu überzeugen und ihn zum Anschluß an den Verein zu bewegen suchte, während Herr von Pleß niemals den Versuch machte, den jüngern Freund der Stiftung zu entfremden. Freundlich hörte er die begeisterten Reden, die Leist für den Verein hielt, mit an, aber sie machten keinen Eindruck auf ihn, er blieb dabei, daß er nun ein Mal eine tiefe Abneigung gegen alle Vereine habe, die sich mit einem ganzen oder halben Geheimniß umhüllten, daß er aber auf eigene Hand für die Zwecke des Vereins thätig sein werde, auch in der Zukunft, wie er

es schon immer gewesen. Der alte Herr Rienäcker, der anfänglich auch sehr begeistert für den Verein gewesen, wurde durch diese Haltung des edeln Pletz so stutzig gemacht, daß er immer mehr erkaltete und sich endlich ganz zurückzog, während der Major mit vollem Feuer sich an der Constituirung des Vereines betheiligte.

Es gehörte aber auch großer Enthusiasmus zur Stiftung des Tugendbundes, wie wir den sittlich-wissenschaftlichen Verein der Kürze wegen nennen wollen, denn es fand derselbe in den höhern Regierungskreisen keineswegs die freundliche Aufnahme und den Anklang, auf den die Stifter gerechnet hatten. Es gelang keiner Bemühung, den Staatsminister von Stein zu einer Aeußerung zu bewegen, und eigentlich verhielten sich bis auf Wenige alle höhern Staatsdiener kalt und ablehnend. Mehr Anklang fand der Tugendbund in den militärischen Kreisen, der feurige Major von Boyen hatte Scharnhorst gewonnen, und das gab den Stiftern endlich auch den Muth, die Verfassung des Bundes und die Statuten auszuarbeiten, um dieselben Sr. Majestät dem Könige zu überreichen und um Anerkennung zu bitten. Eine Anerkennung, die dann auch schließlich dem Tugendbunde

nicht versagt wurde, ihn aber doch nur wenig förderte.

Obgleich nun Herr von Pletz sich hartnäckig weigerte, Theil an den Arbeiten für den Tugendbund zu nehmen, so sah er es doch beinahe gern, daß der Major so begeistert für diese Sache war; der wackre Mann fühlte, daß eben nicht alle Menschen dazu gemacht sind, einfach das zu thun, was ihre Schuldigkeit ist, sondern daß es für Viele des Anstoßes und des Beispieles bedarf, und daß namentlich Militairs auch im Leben gern in Reihe und Glied stehen, weil sie von Jugend auf zum Kampfe „Schulter an Schulter“ mit treuen Genossen erzogen werden. Ganz klar war sich der Erbherr von Bessin darüber vielleicht nicht, aber er fühlte richtig und ließ immerhin den jüngern Freund gern gewähren. Darum war es der Major allein, der immer wieder Discussionen oder wenigstens sehr lebhafte Gespräche veranlaßte, weil er den Gedanken nicht aufgeben wollte oder konnte, seinen theuern Pletz zum Mitglied des Bundes zu machen.

Eines Morgens wurde eine solche sehr lebhafte Unterhaltung zwischen den beiden Freunden durch Sternkiefer's unvermutheten Eintritt unterbrochen;

Beide schwiegen und sahen den alten Dragoner fragend an, der sich seiner Gewohnheit nach steif und würdevoll einen halben Schritt rechts von der Thür aufstellte.

„Was giebt's, Sternkiefel?“ fragte der Major, dem noch die Wangen glüheten von dem eifrig geführten Gespräch.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister,“ antwortete der Getreue derer von Leist, „der Herr Graf sind unten und wünschen dem Herrn Obristwachtmeister aufzuwarten!“

„Der Herr Graf? Welcher Graf?“ fragte der Major.

„Der Herr Graf,“ entgegnete Sternkiefel ohne eine Miene zu verziehen, „der damals bei uns in Spankow gelegen hat, mit einer Kugel in den Knochen, der keinen Rheinwein nicht trinken wollte, der Herr Obristwachtmeister konnten ihn gar nicht leiden!“

„Graf Marcolini?“ fragte Leist erstaunt, nach kurzem Besinnen.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister,“ rief der Dragoner, „so einen Namen hat er.“

„Führe den Herrn Grafen herauf!“ befahl der

Major, „das ist ein sehr unerwarteter und sehr seltsamer Besuch!“ sagte er, als Sternkiefel das Zimmer verlassen hatte, zu Herrn von Plez.

„Ein sächsischer Legationsrath Graf Marcolini,“ erwiderte Plez, „ist seit einigen Tagen hier, um wegen der ehemaligen Preussischen Beamten im neuen Herzogthum Warschau zu verhandeln. Sachsen will die Beamten nicht übernehmen, auch nichts thun, das Loos dieser unglücklichen Männer zu erleichtern, kann auch vielleicht nicht, weil alle schlechten Leidenschaften des Polnischen Charakters sich jetzt in Groll und Haß überbieten gegen die deutschen Beamten. Der König, unser Herr, ist sehr bekümmert über das harte Geschick, das diesen armen Menschen zu Theil wird, aber leider sind wir noch weniger als Sachsen im Stande etwas zu thun.“

„Die neue Regierung in Warschau entfernt also alle ehemaligen Preussischen Beamten, den Polen zu Liebe?“ fragte Leist bekümmert.

„Den Polen zu Liebe und auch aus Furcht vor den Franzosen, welche die Entfernung verlangen, lediglich weil sie wissen, daß sie uns eine neue Gelegenheit bereiten, wenn sie uns eine neue Armee von

brodlosen Beamten zuschicken. Auf Wiedersehen, lieber Major!“

Leist war eben im Begriff, den Freund zum Bleiben zu nöthigen, doch ließ ihm dessen rasche Entfernung keine Zeit dazu, auch fiel ihm ein, daß derselbe vielleicht absichtlich ein Zusammentreffen mit dem sächsischen Diplomaten vermeiden wollte, deshalb drehte er sich rasch um und ging der Thür zu, durch welche Graf Marcolini eintrat.

Beide Männer blieben einen Schritt Einer vor dem Andern stehen und schauten sich mit unverhehltem Erstaunen an, der Diplomat faßte sich zuerst und rief: „Mein verehrtester Freund, ich habe so eben die Ehre gehabt, Frau von Leist mein Compliment zu machen, welche ich auf der Stelle wieder erkannte, welche sich gar nicht verändert hat —“

„Und nun,“ unterbrach Leist lächelnd, „verwundern sie sich, lieber Graf, daß ich mich so verändert habe; feindliche Waffen sind mir etwas stark in meine glatte Haut gerathen, das ist Alles, sonst bin auch ich unverändert, ganz der Alte, sein sie mir willkommen, lieber Graf!“

Der Major streckte die Hand aus und führte

den Diplomaten zu einem Sessel. Graf Marcolini hatte sich im Lauf der letzten Jahre ebenfalls sehr verändert, aber nicht zu seinem Nachtheil; die kleine, einst hagere und eckige Figur hatte Rundung und Fülle gewonnen, der dunkle Teint hatte sich geklärt, das wohlgenährte Gesicht hatte die gelbliche Blässe des Marmors angenommen, die zu dem festen Gesichtsschnitt sehr gut paßte, und die dunkeln Augen, die sonst in tiefen Höhlen funkelten, hatten jetzt in ihrem gedämpften Feuer einen vorzugsweise behaglichen Ausdruck. Wirklich, der Major hatte seinerseits auch Ursache genug, sich über die Veränderung zu wundern, die mit dem maaflos leidenschaftlichen, unruhigen, lebhaften Marcolini vorgegangen war, der nun neben ihm saß, das vollendete Bild leiblicher und geistiger Behäbigkeit, und ihm bald freundlich lächelnd in's Gesicht sah, bald nicht minder freundlich auf die rothigen Nägel seiner sorgfältig gepflegten Hände blickte.

„Die ganze Welt hat sich verändert,“ lieber Herr von Leist, „seit wir in Berlin von einander schieden, warum sollten wir uns wundern, daß auch wir uns verändert haben!“

Damit eröffnete der Diplomat zum zweiten Male das Gespräch.

„Es scheint als ob sie, mein lieber Graf, ganz zufrieden wären mit den stattgehabten Veränderungen!“ meinte der Major gutmüthig lächelnd.

„Sie haben recht,“ bemerkte Marcolini, „was die politischen Veränderungen betrifft, so ist es mein Metier, vor der vollbrachten Thatsache Respect zu haben, und meine geliebte Person befindet sich recht wohl, seit ich faul und egoistisch geworden bin; das Fieber der Leidenschaften hat mich verlassen, ich habe gelernt zu genießen, enfin, sie sind ein Kriegsheld geworden und ich ein Philosoph.“

Leist staunte immer mehr; in diesem leicht plaudernden, gleichmüthigen Epikuräer war allerdings keine Spur mehr von dem leidenschaftlichen jungen Manne von ehemals, selbst der Ton der Stimme hatte sich geändert, die scharfen Accente und Kehllaute hatten sich ganz verloren, weich und glatt floß die Rede dahin.

Nachdem alle jene Reden und Fragen erschöpft waren, welche Männer, die sich Jahre lang nicht gesehen haben, an einander zu richten und mit einander zu wechseln pflegen, zog Graf Marcolini ein kleines

Portefeuille hervor und sagte, indem er sich zurücklehnte: „Ich freue mich auch noch aus einem andern Grunde, daß ich sie hier gefunden habe, mein ritterlicher Freund; ich habe mir nämlich einen Auftrag an sie aufbürden lassen, den ich nicht übernommen hätte, das gestehe ich offen, wenn er nicht zum Theil wenigstens Angenehmes für sie enthielte. Ich übernehme fast niemals Aufträge, man hat selten Dank davon, wissen sie, aber oft Verdrießlichkeiten und immer Mühe; es versteht sich aber von selbst, daß ich mit Vergnügen eine Ausnahme machte, weil der Auftrag ihnen galt.“

Der Graf öffnete sein Portefeuille und nahm einige Papiere heraus, dann fuhr er, immer freundlich und ruhig, fort: „Sie verzeihen, lieber Herr von Leist, wenn ich etwas weit aushole bei meinem Vortrage, es ist nöthig, um ihnen das rechte Verständniß zu verschaffen, und sollte ich dabei einige Saiten berühren, deren Klang ihnen nicht angenehm, so bitte ich im Voraus, mich mit meiner wohlwollenden Absicht zu entschuldigen.“

Leist verbeugte sich lächelnd.

„In Paris, ich war vier Monate dort in beson-

derer Mission," begann der Diplomat, „hatte ich die Bekanntschaft des Commandanten Téliu, eines sehr unterrichteten Officiers, gemacht. Gleiche Neigungen führten uns öfter zusammen, er machte meinen Führer bei verschiedenen Vergnügungspartien und gab mir einige vorzügliche Diners im Palais-Royal. Im vorigen Sommer traf ich diesen Mann in Dresden wieder, er war zwar Obrist geworden, war aber kein Schatten mehr von sich selbst, krank, unheilbar krank. Der arme Téliu war nämlich in einer eiskalten Winternacht von den Preußen überfallen worden; zwar war es ihm gelungen, in bloßen Füßen zu flüchten und sich so der Gefangenschaft zu entziehen, in der Aufregung und der Nacht aber hatten darmstädtische Truppen, die unter seinem eigenen Befehl standen, auf ihn geschossen und ihn schwer blessirt. Der bessern Heilung wegen hatte er sich nach Dresden bringen lassen, aber die Kunst konnte für ihn kein Wunder thun.“

„Erlauben sie einen Augenblick, Graf Marcolini,“ unterbrach hier der Major den Sprechenden, „ich weiß nicht, ob das Einfluß auf ihre Mittheilungen haben kann, aber ich halte mich für verpflichtet, sie

zuvor davon in Kenntniß zu setzen, daß ich es war, der im Januar des vorigen Jahres den Ueberfall ausführte, der für diesen Téliu so verhängnißvoll geworden ist; ferner muß ich ihnen sagen, daß bei diesem Ueberfall Papiere in meine Hände gefallen sind, welche mir deutlich beweisen, daß dieser Téliu bei der schmachvollen Espionage betheiligte war, mit welcher mein Vaterland umgarnt wurde, schon lange vor der Katastrophe von Vena. Entschuldigen sie meine Unterbrechung!“

„Oh!“ entgegnete der Graf milde lächelnd, „sie werden von diesem Herrn Téliu noch mehr hören und werden erstaunt sein, aber sie können nicht mehr erstaunen, als ich damals. Doch zur Sache! Colonel Téliu ließ mich bitten, ihn zu besuchen, und ich fand ihn, den Genossen mancher wild durchschwärmten Pariser Nacht, hoffnungslos darniederliegend; er selbst wußte, daß er nur noch wenige Tage zu leben hatte, und obgleich ich sonst Krankenbesuche hasse und nicht gern mit sterbenden Menschen verkehre, so konnte ich doch nicht umhin, den armen Mann öfter zu besuchen, der ganz verlassen war. Sie sehen, ich habe auch meine Anwandlungen von gutmüthiger Schwäche.

Eines Morgens nun sagte mir Téliu, ich müßte, wenn er sich recht erinnere, unter meinen Berliner Bekannten einen Herrn von Reist haben, Officier im Regiment Gensd'armen. Ich bejahte das und wunderte mich nur, daß er so genau über meine Berliner Bekanntschaften unterrichtet sei, zumal da er mir in Paris nie etwas davon gesagt hatte. Darauf erfolgte denn ein Bekenntniß, das mit ziemlich viel Eynismus abgelegt wurde und mir verrieth, daß ich in dem Herrn Téliu mit einer ziemlich unreinlichen Art von Menschen verkehrt hatte. Der Herr war nämlich, um es kurz zu sagen, einer von den militairischen Spionen des Kaisers der Franzosen, die dieser überall zu halten pflegt, um immer genau über die militairischen Verhältnisse in anderer Herren Ländern unterrichtet zu sein. Als solcher hatte sich Téliu längere Zeit in Berlin aufgehalten, unter falschem Namen natürlich, und in Berlin gerade hatte er dem Kaiser außerordentlich gute Dienste leisten können, weil er dort das Terrain ganz genau kannte. Der Herr Téliu war nämlich nicht nur ein geborener Berliner, seine Familie gehörte zur französischen Colonie in Berlin,

sondern er hatte auch dort eine Schwester, die mit einem hochgestellten Manne verheirathet war.“

„Dieser Téliu,“ nahm der Major ernst und gefaßt das Wort, als der Graf einen Augenblick schwieg, „war also der Bruder jener elenden Frau, die mein unglücklicher Schwiegervater nach dem Tode seiner Gemahlin heirathete? Ich entsinne mich jetzt des Mannes vollkommen; er war im Reinbach'schen Hause und nannte sich Verrier?“

„Sie werden sich schwerlich täuschen,“ meinte Marcolini lächelnd, „obwohl ich mich des Namens nicht entsinne; der Herr Téliu hat deren zu viele geführt, als daß man dieselben alle behalten könnte; der Name thut indessen auch nichts zur Sache. Die Geschichte ist nun einfach die folgende: als sich Téliu aus Berlin entfernte, nahm er seine Schwester mit, welche, wenn ich recht verstanden habe, Ursache genug hatte, Berlin zu verlassen, um einer gefährlichen Untersuchung zu entgehen. Nicht Téliu, so versicherte er wenigstens, sondern diese lebenswürdige Schwester bemächtigte sich vor ihrer Flucht des ganzen Vermögens, das heißt die flüchtige Gattin bestahl ihren Gemahl und ließ ihn als Bettler zurück. Ihrer Frau

Gemahlin sind dadurch große Summen verloren gegangen, Télien und seine Schwester vergeudeteten dieselben in Amsterdam und Paris, zum großen Theil mögen dieselben auch verspielt worden sein. Uebrigens betrog der Bruder die eigene Schwester, sie hat es nicht besser verdient. Unter den Geld- und Werthpapieren aber aus dem Vermögen des Geheimen Finanzraths von Reinbach, welche die Schwester des Herrn Télien geraubt, befanden sich auch mehrere, welche in der Ferne nicht zu Geld gemacht werden konnten, Télien behielt sie, er dachte vielleicht an die Möglichkeit, sie einst in Berlin selbst anzubringen. Als er aber auf dem Sterbebette lag, als er die Ueberzeugung hatte, daß er sie nicht mehr nützen könne, faßte er in einer Anwandlung von Reue vielleicht den Entschluß, diese Papiere der rechtmäßigen Erbin des Finanzrathes von Reinbach wieder zuzustellen. Er bat mich um diesen Dienst, übergab mir die Papiere, und ich bin jetzt so glücklich, mein lieber Herr von Leist, ihnen dieselben, die immer noch eine respectable Summe bilden, zu übergeben.“

Mit zierlicher Handbewegung und mit verbindlichem Lächeln überreichte der Diplomat dem Major

das Packet, das er aus seinem Portefeuille genommen; Herr von Leist nahm die Papiere ruhig, legte sie achtlos neben sich und sah sinnend vor sich nieder. Graf Marcolini blickte einen Augenblick befremdet, daß die Sache anscheinend einen so geringen Eindruck auf den Major machte, dann lächelte er fein und legte sein Portefeuille wieder zusammen. Der kluge Epicuräer glaubte in diesem Augenblick den armen invaliden Kriegsmann ganz durchschaut zu haben und hatte sich doch in seinem ganzen Leben vielleicht noch niemals so gewaltig geirrt.

Nachdem der Diplomat seinen Auftrag erfüllt hatte, der ihm doch etwas peinlich gewesen sein mochte, obwohl er ihn gewiß nur in der freundlichen Absicht übernommen hatte, der Frau von Leist einen Theil ihres väterlichen Erbes zu retten, begann er eine heitere Conversation über die letzten Hoffeste, denen er beigewohnt, und fesselte den Major durch den eigenthümlichen Reiz, den er durch seine pikante Darstellung auch den unbedeutendsten und wichtigsten Dingen zu verleihen wußte. Als er sich nach einer halben Stunde etwa empfahl, bat er um Erlaubniß, an

einem der nächsten Tage Frau von Leist aufwarten zu dürfen.

Der Major war wieder allein und er fühlte sich erheitert, beinahe wider Willen; die glänzende Conversation des Diplomaten hatte seine Gedanken abgelenkt von den Gegenständen, mit denen sie sich sonst unaufhörlich beschäftigten, Marcolini hatte ihn wieder einen Blick thun lassen in eine Welt unbekanntem Lebensgenusses, und lächelnd sagte sich der ernste eifrige Patriot, daß er nicht abgestumpft sei gegen den verführerischen Reiz eines glänzenden Salonlebens, aber fest und streng setzte das Mitglied des Tugendbundes hinzu, daß dem Patrioten Entsamg zieme in dieser Zeit des Unglücks.

Von ungefähr fiel sein Blick auf das Packet der Werthpapiere, das ihm der Graf gegeben, er nahm es und ging damit nach dem Ofen, denn er hatte geschworen, daß von dem unrechtmäßig erworbenen, oder doch nicht auf anständige Weise zusammen gebrachten Vermögen des unglücklichen Finanzrathes kein Groschen in sein Haus kommen sollte. Er öffnete schon die Thür und die Flamme leuchtete ihm entgegen, da trat er plötzlich zurück, ging zum Fenster, öffnete das

Packet und sah die Papiere einzeln und genau an, er rechnete und zählte zusammen.

„Es sind über zwanzigtausend Thaler dabei,“ sagte er endlich, und helle Freude leuchtete aus seinen Augen, „über zwanzigtausend Thaler, die sich flüssig machen lassen werden. Nun, mein Herr Graf Marcolini, sie sind hierher gekommen, um uns zu sagen, daß ihre Regierung mehrere Hundert Preussische Beamte brodlos macht, sie haben uns aber glücklicher Weise auch die Mittel mitgebracht, den hilfsbedürftigsten Theil dieser Beamten wenigstens vorläufig vor Hunger zu schützen!“

Rasch und gefaßt in allen seinen Entschlüssen schob der Major die Papiere in seine Brusttasche, nahm Mütze und Stock und hinkte hinüber, um sogleich mit seinem Freunde, dem alten Herrn Rienacker, Rücksprache über sein Vorhaben zu nehmen und dessen Rath zu hören, wie sich dasselbe am besten ins Werk setzen lasse, ohne daß sein Name dabei genannt werde.

Eine Stunde später war die ganze Angelegenheit aufs Beste eingeleitet, und Leist fühlte eine süße Genugthuung in dem Gedanken, daß das Geld des unglücklichen Finanzrathes nun doch zum Theil wenigstens

eine edle und dem Vaterlande Nutzen bringende Verwendung finde. Es war ihm, als werde dadurch das Andenken des Mannes, der doch immer der Vater seiner geliebten Elisabeth war, von dem Vorwurf befreit, der auf demselben gelastet. Frau von Leist aber war es eine große Ueberraschung und rechte Herzensfreude, als sie ihren Gemahl bei Tische plötzlich sagen hörte: „Nehmen sie ein Glas Rheinwein zum Fisch, lieber Herr von Pleß, mein seliger Schwiegervater trank zum Fisch nur Rheinwein, und auf solche Dinge verstand er sich trefflich!“

Elisabeth hatte ihren Gemahl bis dahin nie von ihrem Vater sprechen hören, Leist hatte es vermieden, oft ängstlich vermieden, und die Tochter liebte ihren Vater doch, freilich hatte sie auch keine Ahnung von den tiefen Schattenseiten in dessen Leben. Der Major aber hatte an diesem Tage des Finanzraths in freundlicher Weise gedenken müssen, dazu hatte ihn sein Herz getrieben, aber vielleicht hatte es ihn darum so stark getrieben, weil er wußte, welche Freude er der Tochter des armen Mannes damit machen werde.

Den Lohn für die freundliche Erwähnung des

Vaters konnte er ohne Mühe in den dankleuchtenden Augen der Tochter lesen.

Das sind wohl Kleinigkeiten und scheinbar unbedeutende Dinge, aber solche Kleinigkeiten sind es eben, von denen die Liebe lebt.

---

Vierundzwanzigstes Capitel.

Hoffiscal Müller an Pletz von Bessin.

. . . . .  
 . . . Sie werden meine geschäftlichen Auseinander-  
 setzungen dieses Mal länger als sonst gefunden haben,  
 mein hochverehrter Gönner und Freund, sie werden  
 sich darüber gewundert haben, denn sie kennen seit  
 Jahren mein Bestreben, in allen Geschäftssachen so  
 kurz und bündig als möglich zu sein, aber sie sind  
 heute selbst Schuld an meiner Weiterschweifigkeit, so  
 wahr ich August Müller heiße! Ich fürchtete mich  
 nämlich vor dem zweiten Theile meines Briefes, weil  
 ich fühle, daß sie mir da eine Aufgabe gestellt haben,  
 die weit über meine Kräfte geht. Sie verlangen von  
 mir einen eingehenden Bericht über die Lage der  
 Dinge hier, über die jezige Haltung der Berliner,

über ihr Verhältniß zu den Franzosen, kurz, über das  
 gesammte Leben und Treiben in dieser Stadt. Ist  
 das eine Aufgabe für einen Königlich Preußischen  
 Justiz-Commissarius, der überdem Hoffiscal ist und  
 seinen Schreibtisch nur verläßt, um vor Gericht zu  
 treten, oder sich bei einer Partie Domino in der  
 Ressource bei Theerbusch zu erholen? Wahrlich, ein  
 Anderer als der von mir so hochverehrte Herr von  
 Pletz hätte ein solches Begehren gar nicht stellen  
 dürfen! Sie wissen aber, mein hochverehrter Gönner  
 und Freund, daß ich ihnen nichts abschlagen kann,  
 daß ich Alles thun muß, was sie verlangen, und darum  
 bitte ich sie herzlich, wünschen sie nicht etwa noch, daß  
 ich Stöte blase, oder auf den Ball gehe, denn — so  
 wahr ich Müller heiße! ich würde auch das thun, aber  
 es wäre doch schrecklich! Doch zur Sache! Im All-  
 gemeinen muß ich zugeben, daß sich im hiesigen Leben  
 eine Wendung zum Bessern zeigt, die Noth hat nicht  
 nur Einige; sondern Viele beten gelehrt, die sonst  
 nicht daran dachten. Eine ernstere Richtung macht  
 sich in allen Kreisen der Bevölkerung bemerklich. Preu-  
 ßische und patriotische Gesinnung verbergen sich nicht  
 mehr, sind nicht mehr Ausnahmen, wie das bis zum

Tilsiter Frieden der Fall war, sie geben sich öffentlich und sehr ernst kund, es ist kein Zweifel, daß die Guten an Muth und Zuversicht gewonnen haben, sie wagen dem Hohn und dem Spott entgegen zu treten und ihn derb zurück zu weisen, wenn er sich, wie im vorigen Jahre, über den theuren König, die Königin und die Armee ergießen will. Freilich ist auch dabei nicht Alles Gold, was glänzt, aber es ist immerhin doch besser geworden, und die Franzosen haben durch ihre schweren Forderungen mächtig zur Sinnesänderung mitgewirkt. Die gemeinsame Noth hat die Leute nicht nur einander genähert, um eine Erleichterung zu finden im gemeinsamen Tragen der Lasten, sondern sie hat auch zu Vergleichen des Jetzt mit dem Einst aufgefordert, und da ist denn manches wieder lebendig geworden, was lange schon schlief in den Herzen und vielleicht niemals erwacht wäre ohne das große Unglück. Das ist die gute Seite, die Rehrseite zeigt dagegen auch eine tiefe Zerrüttung nicht allein der Vermögensverhältnisse, diese ist Manchem sogar zum Heil geworden, sondern der Familienverhältnisse. Französische Sitten oder besser Unsitzen haben namentlich in dem sogenannten bessern Bürgerstande, so wie in den

Beamtenkreisen gewaltig Platz gegriffen und werden sich schwer, sehr schwer, wieder beseitigen lassen. Der eigentliche Handwerkerstand ist weniger dem ausgesetzt gewesen, er hat sich in der Mehrheit viel reiner erhalten und seine altväterische Sitte trotzig gewahrt gegen den Eindrang des Fremden, das die Thüren der sogenannten Gebildeten meist schon geöffnet fand, bevor es noch anklopfte. Es war ein Unglück, daß man hier schon lange, ehe noch die Franzosen hierher kamen, so großen Werth auf französische Sprache, französische Sitten und französische Bücher legte, mit einem Wort, daß man sich seit Menschengedenken daran gewöhnt, Alles für vornehm zu halten, was französisch war. Das ist ein Stück der Erbschaft des großen Friedrich, das uns keinen Segen gebracht hat. Es kann eben nicht Jeder französische Verse machen und die Franzosen doch bei Roßbach schlagen!

Die Franzosen hier haben ihr Benehmen nicht geändert, es ist die alte Verachtung in ihnen gegen die linkischen, steifen, tölpelhaften Deutschen, sie fühlen sich immer noch nur als Sieger den Besiegten gegenüber, sind voller Uebermuth und Geringschätzung und kommen sich selbst ungemein erhaben vor, wenn sie

diese Gefühle unter glatten Manieren etwas verstecken. In Gegenwart preußischer Offiziere werden französische sehr selten von ihren Heldenthaten sprechen, sie sehen sich ungern unter preußischen Uniformen, aber sie werden auch selten spotten, wie das so viele nichtswürdige Deutsche seit dem großen Unglück thaten. Das ist einerseits gewiß lobenswerth, auf der andern Seite aber ist diese kalte Zurückhaltung, deren Geflissentlichkeit immer zu Tage tritt, oft empörender, als roher Spott. Ich hörte selbst einen französischen Offizier erzählen, daß man in Frankreich sonst eine sehr hohe Meinung von der preußischen Armee gehabt habe, ja, daß Napoleon noch vor der Schlacht bei Jena seine Marschälle ermahnt habe, sich vor der preußischen Kavallerie zu hüten, weil dieselbe der französischen weit überlegen sei. Der Mann erzählte das so fein, so glatt, man hörte aus jedem Wort die Aufforderung heraus: bewundert den unendlichen Edel-muth, die Großmuth, die ich, der Sieger, gegen den Besiegten zeige! Einige schlechte Narren und einige Frauenzimmer bewunderten ihn denn auch und priesen sein Benehmen aus allen Tonarten; einem alten Artillerie-Lieutenant aber, der mit zuhören mußte, wur-

den die Augen naß, und ich habe den glatten Kerl und seine eitle Großmuth, verflucht und verwünscht, so wahr ich Müller heiße! Unter diesen Umständen ist's wohl natürlich, daß unsere Militairs noch immer ihre Wuth gewaltsam unterdrücken müssen, wenn sie ge-nöthigt sind, mit den Franzosen in Gesellschaft zu ver-kehren. Nicht besser stehen die Civil-Beamten zu den Franzosen, vor dem Frieden waren sie meist viel zu demüthig gegen die Sieger, so daß sie jetzt fast regel-mäßig von denselben verlacht und verspottet werden, wenn sie sich wieder einiges Ansehen geben und sich als Beamte Sr. Majestät des Königs benehmen wollen. Mit vernichtendem Hohn fragen dann die Franzosen gleich: wie? haben sie nicht dem Kaiser den Eid der Treue geleistet? Darauf giebt es denn leider, leider keine Antwort. Die Civil-Beamten spielen hier den Franzosen gegenüber entschieden die traurigste Rolle.

Viel besser ist in dieser Beziehung der Handwerker daran. Der Franzose kann sich mit ihm gar nicht verständigen, seine Sitte ist der französischen so fremd, daß die Franzosen — ich hab's öfter von Franzosen selbst gehört — unsere kleinen Bürger und Hand-

werker für närrisch halten und jeden Verkehr mit ihnen fast ängstlich meiden.

Die Franzosen hassen und verachten unser Militair, verachten und verhöhnen unsere Civilbeamten, vermeiden den Umgang mit den Handwerkern, weil sie dieselben für närrisch halten; da bleibt ihnen denn freilich nichts weiter übrig, als der Umgang mit den Franzosenaffen, den sogenannten gebildeten Ständen, und mit den — Frauenzimmern.

Das ist ein böser Punkt, ein wunder Fleck — ich habe Dinge gehört und selbst gesehen, ja, es geschieht täglich noch Dinge, über die man lachen müßte, wenn man vor Zorn und Schmerz dazu kommen könnte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß der Eitelkeitsteufel Frauen so weit zu führen vermöge, wie das hier der Fall gewesen ist. Die Wuth, sich zu französisiren, war im vorigen Jahre hier auf's höchste gestiegen, überall französische Manieren, französische Tänze, französische Gerichte, es war als ob ein französisches Delirium die Frauenzimmer befallen, doch scheint es seit einiger Zeit etwas nachzulassen. Wo man hin hörte, vernahm man französische Conversation; selbst wenn die Franzosen ganz gut deutsch

sprachen, so redeten die Weiber doch lieber schlechtes Französisch mit ihnen. Ich will kein Wort über die Schaamlosigkeit verlieren, mit der sich viele, viele Weiber hier um die französischen Offiziere geradezu gerissen haben, mit welcher empörenden Verachtung sie unsern Offizieren begegneten; ich will nicht hinunter steigen in die tiefe Schmutzgrube von Unzucht und Niedertracht, die sich hier geöffnet hat seit den finstern Octobertagen vor meinen schauernden Augen, Sie haben ja alles Das selbst gesehen, mein verehrter Gönner und Freund! Ich will nur auf einen Punkt aufmerksam machen: auf die zahlreichen Ehen, die hier zwischen französischen Offizieren und preußischen Frauenzimmern geschlossen worden sind. Ich bin weit entfernt, diese Ehen zu verurtheilen, gewiß giebt es ja unter den französischen Offizieren auch viele brave Menschen, aber ich frage mich doch, wie es kommt, daß kein preußischer Offizier 1792 in Frankreich ein französisches Mädchen geheirathet hat. Sind die deutschen Mädchen, die Vaterland und Familie verlassen, um dem fremden Krieger in die Fremde zu folgen, sind sie besser oder schlechter als die Französinen, die keinem Fremden ihre Hand reichen? In Etwas

wird diese Erscheinung durch die französische Betribsamkeit bei den Frauen erklärt, es ist selten einem Deutschen gegeben, daß er sich so um ein Weib zu bemühen im Stande ist, wie das der Franzose vermag. Will ein Franzose ein Weib gewinnen, so spart er weder Mühe noch Zeit, weder Geld noch Worte, um zum Ziele zu gelangen; er besticht die Dienstboten durch Geld und freundliche Worte, instinctmäßig benutzt er alle Schwächen der Geliebten und aller Personen, mit denen sie verkehrt; er kann lachen, weinen, schwören und drohen, ganz wie's gerade paßt. Mir hat eine ebenso hübsche als verständige Frau neulich in vollstem Ernste versichert, daß es einer deutschen Frau gar nicht möglich sei, einem Franzosen zu widerstehen, wenn sie nicht wirklich fromm sei. Ich glaube, diese Frau hat vollkommen recht, aber dann ist's mit der Frömmigkeit der Berliner Frauen sehr übel bestellt gewesen in unsern Tagen. Gott besser's! Rührend und doch komisch war mir der Eifer eines meiner Collegen, der seine Mündel von der Ehe mit einem lieberlichen französischen Offizier dadurch abzubringen gedachte, daß er ihr aus dem Code Napoléon bewies, wie viel weniger Rechte das französische Ehe-

weib vor dem Gesetze habe, als das deutsche. Der alte Herr ereiferte sich gewaltig, aber natürlich ohne allen Erfolg. Ebenso, wie die Offiziere in den Städten, wissen die gemeinen Soldaten sich auf dem Lande geltend zu machen; in den Marken und in Pommern ist's ihnen weniger gelungen, wie ich höre, mit den Frauen und Töchtern der ländlichen Bevölkerung vertraut zu werden, wohl aber in Schlesien und noch mehr in den polnischen Landestheilen. Einer meiner Bekannten sah eine französische Quadrille von wasserpölsischen Dirnen und französischen Soldaten in einem schlesischen Krüge tanzen; das mag denn wohl sehr lustig anzusehen gewesen sein!

Hoffentlich genügen Ihnen diese Bemerkungen, mein hochverehrter Gönner und Freund, ich leiste, was ich vermag; sie wissen ja: *ultra posse nemo obligatur*.

In den Kreisen der ächten Patrioten herrscht bei aller Demuth und allem Schmerz feste und unerschütterliche Hoffnung auf die Zukunft und eine Sehnsucht nach der Rückkehr des geliebten Königspaar's, die ich nicht beschreiben kann. Nachrichten aus Königsberg sind immer willkommen und es ist recht gut, daß das

hochmüthige Berlin jetzt immer auf Königsberg blicken muß. Auch kleine Dinge dienen zu heilsamer Zucht. Bemerkenswerth ist eine patriotische Literatur, die durch Abschriften und durch mündliche Tradition auf die Herzen wirkt. Ich bin überzeugt, daß manches ohne Anstoß gedruckt werden könnte, was sehr geheimnißvoll mündlich oder in Abschriften verbreitet wird, die Franzosen dürften in den meisten Fällen selbst derbe Anspielungen nicht bemerken, man muß aber leider den Verrath der Franzosenfreunde und der Spione fürchten. Daß die Zeitungen sehr vorsichtig sind, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Poetische Sachen sind sonst nicht besonders mein Fach, neulich aber hat mir einer meiner Hausgenossen eine Ode auf den Tod des Prinzen Ludwig gebracht, die mich tief ergriffen hat. Ich schreibe ihnen diese Dichtung hier ab, mein verehrter Gönner und Freund, weil ich glaube, daß auch sie daran eine Genugthuung finden werden. Weiläufig bemerkt, ärgere ich mich immer, wenn ich diesen preussischen Helden so geziert französisch den Prinzen „Louis Ferdinand“ nennen höre. Der heroische Fürst ist ganz deutsch: Friedrich Ludwig Christian getauft, und dabei sollte es bleiben, zumal da es jetzt nach seinem Tode

gar nicht mehr nöthig ist, den Großneffen des großen Friedrich durch den Namen seines Vaters, des Prinzen Ferdinand, von dem ebenfalls verewigten Bruder des Königs, der auch Ludwig hieß, zu unterscheiden. Der Verfasser der Ode ist ein Herr von Schleicher, ein geborner Westphale, der als Lieutenant bei den Kürassieren stand, oder noch steht, die schönen Verse aber lauten wie folgt:

Es schloß sich der Tempel des Janus,  
Bluttriefend floh von uns die Eris.  
Gefallen sind sie, die schrecklichen Schläge des Schicksals,  
Doch Asche, Verwüstung und blutige Tritte  
Bezeichnen uns seinen zermalmenden Gang. —  
Nun töne, o Klage, den Opfern des schrecklichen Krieges,  
Nun heule, o Todten-Gesang, durch öde Provinzen!  
Doch trocknet, ihr Thränen verwaifeter Kinder,  
Verstumme, o Klage verwittweter Gatten,  
Entfliehe, o Trauer, verlorenen Brüdern geweiht;  
Bereinet nur Einem die Klage, die Thränen, die Trauer,  
Dem Einem nur töne die Lorbeer-umwundene Lyra,  
Dir Herrlichstem unter Teutoniens Söhnen,  
Ludwig Leonidas!

Gefallen o bist du, dein Heldenblut strömte in Staub,  
Du Heros im Heere der Preußen;  
Hier sankst du am Grabe Germaniens! —  
Mit Löwentraut kämpfend war Sieg oder Tod deine Lozung.  
Entschlüpfend entfloh dir die flatternde Göttin des Sieges,  
Da blicktest du kühn in's grünelnde Antlitz des Todes,  
Und starbest für König und Ehre!

Er töne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,  
Er fiel! er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,  
Ludwig Leonidas!

Wer wagt es, ihr Jünglinge Deutschlands,  
 Wer wäre so stolz wohl, mit ihm sich zu messen?  
 In Bildung des Mannes ein Halbgott,  
 Vollendet wie Phoibos Apollon,  
 Doch kräftig und kühn, wie Kastor und Pollux,  
 Die Schützer des krieg'rischen Sparta's:  
 So stand er, der Hohe, ein Abgott Borussia's Heere.  
 Ihn weihend, belebten mit sprühenden Funken des Geistes  
 Die Götter die hohe, vollendete männliche Bildung.  
 Nichts war ihm fremd, das Wissen der Menschen ein Leichtes.  
 Mit Allmacht der Seele umfaßt' er  
 Die Kunst und der Wissenschaft Inhalt.  
 Vertraut mit dem Genius Mozart's  
 Erklang ihm, wie diesem die Saite.  
 Wie Sonnenstrahl mächtig das Dunkel,  
 Durchdrang er die Tiefen des Geistes.  
 Gebot nur sein Wille, vollbracht' er. —  
 Ha! stürmt' er einher in den Schlachten,  
 So jubelte freudig der Krieger.  
 Ein Himmlischer schien er, wie Jene,  
 Die einstens vor Iliums Mauern,  
 Gehüllet in menschliche Bildung,  
 Mit Götterkraft stritten für Hellas.  
 Dann flammte ihm dunkel das Auge  
 Und schnaubend flog mit ihm sein Roß.  
 Ein Blickstrahl aus finst'rer Wolke,  
 So suchte er vor seinem Phalanx  
 Der Erste, ihm folgte der Donner!  
 Nie kannt' er Gefahren des Todes;  
 Die bleiche Furcht krümmte sich zitternd,  
 Matt unter dem Huf seines Rosses.  
 Ha! sah ich ihn so nicht bei Altdorf? —  
 Getroffen von wuchtigem Eisen,  
 Sank unter ihm Albions Stürmer. —  
 Bei Zahlabach, wo strömend sein Blut floß?  
 Und dennoch der blühende Lorbeer  
 Die Locken des Jünglings befränzte?

Bei Roth, wo er Felder des Weines  
 Mit Blute des Feindes besprenge?  
 So war er als Mann, so hob er sich strahlend,  
 Weit über die Schwachen der Zeit.  
 Drum sahen die Jünglinge Preussens  
 Mit Staunen zu ihm auf und strebten  
 Nur ferne sein Bild zu erreichen.  
 Drum folgten vertrauend die Krieger,  
 Wenn er sie voll Heldenmuth führte;  
 Drum sahen die welkenden Greise,  
 Sich tröstend, voll Hoffnung auf ihn.  
 Mit Tugend des Mannes verband er  
 Die mild're des fühlenden Herzens.  
 Nicht achtet' er Stand, nicht prunkende Zierden  
 Am Außern des Menschen, vom Zufall  
 Geschenkt oft dem wenigst Verdienten.  
 Ihm galt nur das Inn're. Den Menschen  
 Nur schätz' er und nimmer den Günstling  
 Der Laune des blinden Geschicks.  
 Drum reichtest du, Humanität, Ihm,  
 Dem Liebling, die duftende Krone,  
 Zum Stern-Diademe des Mannes.  
 Drum weinet auch ihr, ihr Töchter Luiskon's,  
 Er war euch Idol und richtiger Maßstab,  
 Den Werth zu ermessen des Mannes,  
 Den ihr euch für's Leben erkohret.

Drum töne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!  
 Er fiel, er starb von Deutschlands Söhnen der Hehrste,  
 Ludwig Herrmann!

Mit Alpengewichte drückt uns der Gram,  
 Doch Wohl ihm und Heil, daß er fiel!  
 Ihm waren die Götter gewogen,  
 Sie bargen ihm gnädig die Scene,  
 Voll Trauer und stehender Schmach.  
 Er sollte die Lage nicht sehen,  
 Wo sie, die die Krone umstanden

Des edelsten, gütigsten Königs,  
 Sich wälzten in Schande und Schimpf.  
 Was wär' es gewesen dem edlen,  
 Nach Thaten heiß dürstenden Manne,  
 Dem Ehre die Religion war,  
 Zu sehen, wie schimpfliche Furcht  
 Und schurkische Bosheit die Söhne  
 Borussia's ließen zertreten! —  
 O Wohl ihm, er starb noch als Held,  
 Noch unüberwunden und frei! —  
 Sie schlug, sie schlug, die fürchterlichste Stunde,  
 Die Hore zog in Flor gehüllt herauf;  
 Da floh aus offner, tiefer Herzens-Wunde  
 Das Leben, endend seinen Heldenlauf.  
 Das Edle fiel mit Schönheit, Kraft im Bunde,  
 Das Gw'ge schwang sich aus dem Staube auf.  
 Er opferte die Blüthe seiner Tage  
 Auf Teutschlands blutbesprüztem Sarkophage.

Seit Jahren schon dacht' er nur den Gedanken  
 Zu messen sich mit ihm, dem Weltbezwinger.  
 Willkommen war ihm nun die Losung  
 Zum heißersehnten Kampf. Die Tuba klang! —  
 Vom Heldengeist getrieben, stürzt' er kühnlich  
 Zum zweifelhaften Streit mit fünfmal stär'rer Zahl.  
 Den Spartanern gleich, die weihend sich dem Tode,  
 Einst bei Thermopylä Legionen widerstanden.  
 Das Saalthal ward Thermopylä  
 Getrieben vom Heldengeist stürmt' er zur Schlacht,  
 Zu lange schon hatt' er getrachtet,  
 Den Lorbeer zu reißen dem Franken vom Haupt,  
 Er wollte das erste Reis haschen.  
 Doch ach, das ernste Schicksal zog verhängend  
 Schon über Preußens blühendem Staat!  
 Die Schaaren, die der Held zum Kampfe führte,  
 Vermochten nicht den mächt'gen Feind zu stürzen.  
 Sie stritten -- starben — floh'n!

Da schlug die schrecklich fürchterliche Stunde,  
 Die Hore zog in Flor gehüllt herauf.  
 Allein stand er, die blasse Furcht verhöhnend,  
 Im Thal der Saale, wie Leonidas.  
 Umringt von Feinden war er noch ein Better,  
 Und wohin er traf mit blickendem Schwert',  
 Floh Seele auf Seele zum Orkus.  
 Schon häuften sich zum Hügel todte Feinde,  
 Scheu vor dem Greuel bäumte sich sein Noß;  
 Gelähmt war ihm die rechte Hand, die linke  
 Blüht' mit dem Schwert Verderben um sich her.  
 Schon mehrmals war ihm Gnade angeboten —  
 Ha! Gnade ihm! dem edeln Brennen-Sohn! —  
 Willkommen Tod für Vaterland und Ehre!  
 Da fuhr ein Stahl ihm tief in's edle Herz. —  
 Er wankte — sank — und starb im blut'gen Thal der Saale  
 Unüberwunden, frei!

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!  
 Er fiel, er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,  
 Ludwig Leonidas!

Sein Geist entfloß hin, wo ihm schön're Kränze,  
 Wie die des ird'schen Sieg's, geslochten sind;  
 Der Kranz des höher'n Sieg's: des Willens über's Leben.  
 Der Einz'ge winkt — ha! immer noch der Einzige! —  
 Der große Oheim der könen würd'gen Neffen.  
 Dort lodern seines Geistes Gottes-Funken,  
 Die hier erstickend nied're Erde dämpft',  
 Empor zur hohen, hellen Gottes-Flamme,  
 Die leuchtend über bess're Sterne strahlt. —  
 Den edeln Leichnam hoben här't'ge Krieger  
 Voll Ehrfurcht auf, die Thräne rann darauf.  
 Dem kurz zuvor von Wuth entflammten Auge  
 Entstrahlt jetzt mild des Herzens weiche Trauer.  
 Ein Gotteshaus, geweiht dem stillen Frieden,  
 Nahm sanft ihn auf in seinen kühlen Schooß.  
 Laut weinend stürzt' die Schaar gefang'ner Krieger

Zum hohen Todten, der ihr Abgott war.  
Der Anblick löst das harte Eis der Herzen  
Der rauhen Männer auf zum Thränen-Bach.  
Des Feindes Erste nahen selbst voll Ehrfurcht  
Und zitternd löst die Heldenhand die Loden  
Des Helden-Haupts zum theuren Heiligthum.  
So heischt die nun entseelte, kalte Hülle  
Im Tode noch, was Lebend sie gebot:  
Ehrfurcht und Liebe Jedem, der ihr nah't.

Er töne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,  
Er fiel, er starb der Herrliche!  
Ergreifend faßt uns der Grimm'ung Schauer  
Und des Verlust's unendlich Weh.  
O klagt um ihn in ew'gen Trauertönen,  
Es starb der Edelste von Deutschlands Söhnen.

O wäre ich mit dir, mit dir gefallen,  
O hätte doch der Opfersleck  
Mein Blut vermischt mit deinem eingesogen  
Im schönen Tod für's Vaterland.  
Geheiligt ist der Platz für alle Zeiten,  
Kein Fuß entweihe je dies Heiligthum.  
Die stärkste Eiche aus Tuiskon's Haine  
Entgrüne d'rauf. Es wall' am Todestage  
Dahin die Schaar der Edelsten des Volks,  
Um sie mit ew'gem Lorbeer zu bekränzen,  
An dem aus Männer-Augen Thränen glänzen.

Was nun das Neufere, das öffentliche Leben und  
Treiben auf den Straßen Berlin's angeht, so werden  
sie gegen früher nur geringe Veränderung finden;  
Berlin hat sich schon so zur großen Stadt gemacht,  
daß selbst das gewaltige Unglück in der Physiognomie  
der Stadt auf längere Zeit wenigstens keine große

Veränderung hervorbringen konnte. Ja, mich dünkt,  
als sei es auf den Straßen, unter den Linden z. B.  
jetzt noch lebhafter, als vor dem Kriege. Im vorigen  
Sommer machte sich das Unglück noch bemerkbar bald  
hier bald dort, mit diesem Frühling aber scheint das  
alte Leben ganz wieder erwacht zu sein. Ich bin vor  
einigen Tagen, zum ersten Male seit fast zwei Jahren,  
seit dem Juni 1806, nach Charlottenburg gewandert  
und bin ganz weich geworden dabei, so wahr ich  
Müller heiße!

Es war ein herrlicher Abend. Die Vögel be-  
grüßten mich vielstimmig, ich hatte sie so lange nicht  
gehört; die leicht schwebenden zwölf nackten Puppen  
am Wege erinnerten mich an die Nothwendigkeit, mich  
alles Dessen zu entladen, was mir als Menschen nicht  
angehört, wenn ich die Freuden der Natur genießen  
will. Diese Zollhäuser standen wie zwei Kapellen am  
Wege, die mir den Ablasspfennig für die unvermeid-  
lichen Schwachheiten und Verirrungen des großstädti-  
schen Lebens abforderten, an denen mein Herz keinen  
Antheil hat. Die holbe Dämmerung schwärzte schon  
Busch und Wald um mich her, und doch ward es  
erst Licht in meiner Seele. Sirius und Orion um-

schwebten mich als Schutzgeister. Ich sah die Thurmspitze, ich hörte Musik und Menschenstimmen, ich war, wo ich mich hin wünschte — in Charlottenburg.

Ich eilte zu meinen Freunden und Bekannten, sie saßen alle in dem Kreise ihrer Familien vor den Thüren. Der kalte Händedruck, das kalte Kopfnicken, mit dem wir uns noch vor wenigen Wochen in der Stadt im Vorbeigehen begrüßten, brach hier in ein freundiges Willkommen aus, die Empfindung lag schon damals in uns, aber das Streben und Weben des Städters erstickte sie in ihrer Geburt. Wo soll ich bleiben? wo anfangen und endigen? Jeder will mich diese Nacht beherbergen, Jeder etwas Neues aus der Stadt hören. Ich schließe mich an den Besten, oder wenigstens an den Geprüftesten unter ihnen, und durchschwärme mit ihm die Straßen von Charlottenburg. Ueberall Leben und Munterkeit! Die Altenmänner, die ich am Tage noch in der Stadt bei ihrer Arbeit gesehen, spielten hier die arkadischen Schäfer; die Eheleute fühlen vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben den neuen Reiz, welchen die Abwesenheit des einen oder des andern Theils auch nur nach einem einzigen Tage beiden Theilen gewährt; die Liebhaber gewisser

Damen verrichten pünktlich ihren Kammerherrendienst, den kurze Geschäfte vielleicht am Tage in der Stadt unterbrochen haben; die Cicisbeo scheinen besser bei Kräften zu sein auf dem hiesigen weichen Boden, als auf dem zehrenden Steinpflaster in Berlin; überhaupt ist die Liebe hier mehr Bedürfniß, als dort, wo sie nur von Eitelkeit, Koketterie und Langeweile erzeugt wird. Hätte ich Berlin noch nie gesehen, so würde diese freundliche Nacht, dieses Gruppiren, Geflüster und Luftwandeln mich die Nähe einer Hauptstadt haben ahnen lassen.

Wir durchstreiften die Wirthshäuser, überall hielten noch Wagen und Reitpferde, deren Stellung das Ziel ihrer heutigen letzten Reise nach Berlin verrieth. Madame Weichleben, den Berlinern und einer Menge Fremden unvergeßlich wegen ihrer ehemaligen Gastfreundschaft und guten Gesellschaft in der Behrenstraße, führt ganz fälschlich das Schild des Hirsches, der nach dem Brunnen lechzt; denn sie ist noch immer dieselbe, unermüdet und zuvorkommend. Sie hat viel Verkehr, Hunderte fühlen sich schon durch die alte Gewohnheit und das Andenken an frühere Zeiten zu ihr hingezogen; außer den täglichen Gästen finden

sich gute Gesellschaften bei ihr ein, bald zum Mittags-, bald zum Abendtische, und im Winter zu sogenannten Wurstpicnicks, die oft aus hundert und mehreren Personen bestehen. Das türkische Zelt in ihrer Nachbarschaft ist auch noch mit seiner ganzen Buntheit beleuchtet, die Gesellschaft zahlreicher, aber ziemlich gemischt; seit Kurzem erst errichtet, entzog es durch den Reiz der Neuheit dem Hirsche etwas von seiner Nahrung; da aber die Hirsche mehr bei uns gelten als die Türken, so werden sich jene wahrscheinlich länger erhalten als diese. Auch der Schwan ist noch lebendig — sonderbar, daß hier eine gewisse Frau von Berlin mit ihren Pflügetöchtern ihre Niederlage hält, vielleicht der Entlegenheit wegen von anständigen Zusammenkünften.

Mein Freund schlug mir noch eine Partie an das Wasser vor — wir biegen in den Schloßhof ein, der Mond beleuchtet uns schon die Brücke in der Nähe. — Welche freundliche Ansicht! Hier stehen wir zwischen zwei Schöffern, die, konnte ich sie nicht schon lange, schwer zu unterscheiden wären, welches von beiden einem Könige, oder einem Privatmanne gehörte, so still, häuslich und einfach liegen sie, vom Monde

beleuchtet, halb in der Helle, halb im Finstern. Rauschender eilt die Spree an der ehemaligen Sommerwohnung der ehemaligen Gräfin von Lichtenau vorbei, und senkt sich stiller, wiewohl tiefer gegründet, an die Mauern des königlichen Schloßgartens, wo sie, ihrem geraden Laufe diesseits der Brücke nicht mehr getreu, einen Halbzirkel bildet, gleichsam als wünschte sie, ganz nahe an den Fenstern des nun so stillen Schlosses vorbeizuschleichen, wo einst das hohe Königspaar wohnte. Ostwärts zeigt uns der Mond einige Thurmspitzen von Berlin in dem schönsten Schmelze; wie ein stehendes Heer ist der bläulich dämmernde Wald des Thiergartens das Ufer entlang gelagert, und harret des kommenden Morgens zum Ausbruche für die ganze Schöpfung; der Rauch von dem Kaminfeuer näher und ferner Schiffe spielt mit den Ausdünstungen des Wassers in tausend verschiedenen Gestalten, und die von dem Mondlicht in den schönsten Transparent verfesten schwellenden Segel bilden ebenso viel einzelne Luftballons.

Es schlägt zwölf Uhr. — Wir nehmen unsern Weg zwischen dem vormaligen Lichtenau'schen, jetzt Eckartstein'schen Sommerpalais und dem Ufer der

Spree. Das gothische Gebäude hier zur Rechten verfinnlicht uns das Schicksal seiner vertriebenen Bewohnerin, es ist früher alt geworden, als es dazu bestimmt war, ein Zeitraum von wenigen Jahren hat schon ganze große Stücke von den verwitterten Wänden losgerissen, diese Gegend war noch bei Menschengedenken mit Moos und Schilf bedeckt, und schon schreien nächtliche Vögel über diesem versinkenden Lusthause. Wir stehen und staunen hier, wie irrende Wanderer; das Geräusch des Wassers, der späte Ton einsamer Glocken und das Rufen des Nachtwächters erinnert uns an die Nothwendigkeit unsers Rückzuges. Auch in dem Städtchen Charlottenburg sind die Freuden der Gesellschaft einzelner und stummer, ein Licht verlischt nach dem andern, und kaum wandelt noch hier und da ein vertrautes Paar unter den schwärzeren Schatten der Linden- und Kastanienbäume.

Wir legten uns unentkleidet auf das frische Strohlager, um mit Tagesanbruch wieder die ersten zu sein, so wie wir die letzten um Mitternacht gewesen waren. Die Industrie der Charlottenburger kam aber unserer städtischen Schläfrigkeit lange zuvor, die Hauptstraße war schon früh mit einer Menge Menschen und

Wagen angefüllt, die mit den frischesten Gemüsen aller Art und andern Lebensmitteln nach Berlin eilten. Die Geschäftsmänner rissen sich aus den Armen ihrer Weiber und Kinder los, um ihrem Berufe zu folgen. Die Milchkarren waren in voller Bewegung, damit es ja den schönen Berlinerinnen beim Erwachen nicht an frischer Milch und Sahne fehlen möchte, ihre mit vieler Mühe wieder eingesetzten falschen Zähne zu färben und zu erweichen. Die an diese Karren gespannten Hunde sind als eine Art neuer Colonisten anzusehen, welche dem Staate oft wesentlichere Dienste leisten, als Menschen, die mit einem Fußeisen versehen, oder an die Karre geschmiedet, arbeiten sollen. Das Geschlecht dieser armen Thiere wird aber durch diese Arbeit verdorben, und sein gewöhnliches Alter künftig nicht mehr erreichen, der angeborene Instinkt, zu bellen, verträgt sich mit ihrer Anstrengung nicht, und so kränkeln sie frühzeitig, wie das Menschengeschlecht bei seiner erkünstelten Lebensart, um an der Schwindsucht zu sterben. Es wäre des Studiums eines geschickten Zeichners werth, die Physiognomien dieser arbeitsamen Creaturen zu beobachten, wenn sie dem müßig herumlaufenden Böcklein berlinischer Hunde

begegnen, und durch ihren gegenseitigen Anblick Thätigkeit und Faulheit, Demuth und Stolz, Verdienst und Anmaßung in das gehörige Licht setzen.

Auch mich drängt und treibt es nach der Stadt zurück, um durch einen längern Aufenthalt mich von einer weniger angenehmen Lage nicht zu entwöhnen. Nur will ich noch das Vergnügen mitnehmen, unter dem freien, heitern Himmel zu frühstücken. Mein Freund begleitet mich bis an den Ausgang von Charlottenburg und zeigt mir die Stelle, wo die Accise sich schon wirklich niederlassen wollte, welches aber durch einen Befehl des menschenfreundlichen Königs vereitelt wurde, um den Berlinern ihren Sommeraufenthalt nicht zu erschweren, oder die Nahrung der Stadt Charlottenburg durch Abschreckung seiner Sommergäste zu schmälern.

Unter der vorigen Regierung kam dieses niedliche Städtchen eigentlich in Aufnahme; die Baulust, nicht zufrieden mit einzelnen neuen Häusern, erschöpfte sich beinahe in allen Gegenden und Straßen; die Preise der Miethen stiegen von Jahr zu Jahr, wie die Mode, im Winter und Sommer nicht den nämlichen Wohnort zu haben, und wie die Lust oder Nothwendigkeit, dem

Hofe zu folgen. Das neu erbaute Königliche Theater, der Schloßgarten, der freie Zutritt in beide, das Palais und die Schweizerei der Gräfin von Lichtenau, die Annehmlichkeiten der Gegend und Nachbarschaft zwangen ganz Berlin, aus seinen Thoren und hierher zu gehen. Hunderte warteten sonst mit Sehnsucht auf die Zeit der Retraite vor der Gardes du Corps-Wache, wo die Königliche Familie, unter dem Geräusche der Janitscharenmusik, und in dem Hintergrunde der Alles mildernden Abenddämmerung oft zu sehen war. Ein schöner Sonntag in Charlottenburg enthebt mich der Mühe, die Gesichter, die Sitten und Kleidungen verschiedener Jahrhunderte in Büchern nachzusehen; ich sitze vor einem lebendigen Guckkasten und brauche vor lauter Bequemlichkeit am späten Abende nur einzuschlafen, um, bis auf die bemoosten Karpfenköpfe in den Teichen des Schloßgartens, alles noch einmal durch meine Phantasie passiren zu lassen.

Das mit Charlottenburg zusammenhängende Dorf Pieskow an der Spree hat einen eigenen Charakter von ländlicher Abgeschlossenheit und Anmuth. Betäubt von dem ewigen Lärm in den Hauptstraßen, flüchtet sich Mancher hierher, als in ein stilles, sicheres Asyl;

die Ruinen einer Kirche, ein unermesslicher freier Platz, dessen Sandboden hie und da grüne Rasendecken durchschlängeln, und einzelne Landhäuser wohlhabender Privateigenthümer gewähren dem zuvor angestregten Auge einen wohlthätigen Anblick. Vor Allem zeichnet sich die buschumkränzte Villa der Wittve des bekannten Bankiers Daum aus, einer eben so gebildeten als verehrungswürdigen Matrone, deren Gastfreundschaft viele ihrer Freunde den schönsten Genuß auf dem Lande zu verdanken haben. Die Aussicht von dem Thurme ihres Landhauses ist bezaubernd und trägt bis in die entferntesten Partien des Schlossgartens, das Belvedere, das Tahaitische Haus, die neuen Anlagen u. s. w. und jenseits nach Berlin und seinen Umgebungen von allen Seiten der Spree. Sie hatte einst den Geheimen Rath Schmidts zu ihrem Nachbar, dessen frohe Laune sie noch vermißt, wiewohl sein Leben ein beständiges Ersticken in seinem eigenen Fette und Riesenkörper war. Die romantischen Gärten dieser Gegend laufen hinter den Landhäusern bis an das Ufer des Flusses, und ziehen mit dem Schlosse und der von Eckartstein'schen Wohnung eine reizende Linie. Die Kirche von Charlottenburg

hat ein besonderes und bleibendes Interesse dadurch erhalten, daß der Professor Eberhard in Halle vor Zeiten Prediger an derselben war, und hier die Apologie des Sokrates geschrieben hatte. Die Wohnung des Grafen von Ramecke, zuvor dem Geheimen Rath und Leibarzt Brown gehörig, bildet einen besondern Garten in dem Paradiese von Charlottenburg, und ist sammt den großen herrschaftlichen Gebäuden von einer Mauer umgeben. Auch im Winter verläßt der Gemeingeist des gesellschaftlichen Lebens Charlottenburg nicht, weil viele Particuliers für beständig hier bleiben, und Familien sich an Familien schließen. Der bekannte Sänger Concialini hatte sich hier auch niedergelassen und bearbeitete als Blumenliebhaber sein lachendes Terrain, um, so viel als möglich, in den Schooß der Natur zurückzukehren, aus welchem ein stiefmütterliches Schicksal, mit einer zwar ergiebigen, aber doch immer unseligen Kunst verschworen, ihn frühzeitig herausgeworfen hatte.

Vermuthlich werden sie, mein verehrter Gönner und Freund, spöttisch lächeln über meinen Charlottenburger Enthusiasmus; wer, wie sie, immer auf dem Lande lebt, vermag gar nicht zu begreifen, wie die

freie Luft auf einen Städter wirkt, der Jahre lang an den Schreibtisch und die Gerichtsstube gefesselt, endlich ein Mal hinaustritt in das offene Feld. Landluft hat für mich etwas Berauschendes, und ich habe ein Paar Tage bedurft, um wieder in das alte Geleis meiner Arbeiten zu kommen. Die grünen Blätter, die der liebe Gott macht, sind doch viel schöner als die weißen, die ich beschreibe! Warum ich aber ihnen meinen Ausflug nach Charlottenburg geschildert habe, das werden sie leicht begreifen, ich bilde mir nämlich ein, daß ich ihnen damit doch ein Stück von dem jetzigen Berliner Leben dargestellt habe. Es versteht sich von selbst, daß ich ein Stümper in solchen Dingen bin, wenn sie aber von einem Justiz-Commissarius und Hoffiscal mehr verlangen, so ist das Unrecht auf ihrer Seite, so wahr ich Müller heiße! . . .

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

---

### Ein Ende.

Frau von Redow bewohnte noch immer, wenn sie in Berlin war, jene zum Gräflich Haugwitz'schen Garten gehörige Wohnung in der Lindenstraße, in der ihr verstorbener Gemahl, der Kammerherr, gehauset vor seiner Vermählung mit ihr, in der düsteren Zeit seiner Intriguen mit der Geheimrätthin von Reinbach und seiner Zweikämpfe mit dem Grafen Marcolini. Er hatte diese Wohnung auch nach seiner Verheirathung nicht aufgegeben, weil seine Gemahlin das wünschte und Frau von Redow hatte dieselbe nach seinem Tode beibehalten, weil die Erinnerung an den Kammerherrn hier Aufknüpfungspunkte fand, die der eigenthümlichen Frau lieb und werth waren, vielleicht eben, weil sie

meist auf ernste und traurige Ereignisse hinwiesen. Wir erinnern uns, daß Frau von Redow das Gut verkaufen mußte, wo der Kammerherr unter so furchtbaren Umständen ermordet worden war; das Haugwitz'sche Gartenhaus war ihr seitdem doppelt lieb geworden, es war eben der einzige Platz, an welchem sie mit dem Gemahl zusammen gelebt hatte.

Da war in den Einrichtungen auch nichts geändert worden, da war mit ängstlicher Sorgfalt Alles erhalten, wie es gewesen zu Lebzeiten des Kammerherrn; kein Schrank, kein Tisch war an einen andern Platz gestellt worden, und auch die beiden alten Diener, die der Kammerherr noch von den Gütern seines Vaters mitgebracht vor langen Jahren, saßen noch in der Bedientenstube und hielten treulich Haus in der Abwesenheit der Herrschaft.

Seit Frau von Redow Königsberg verlassen, lebte sie wieder in Berlin und bewohnte die alte Wohnung ziemlich einsam, denn sie sah Niemanden bei sich, jene Geschäftsleute ausgenommen, mit denen sie verkehren mußte der wenn auch nicht gerade zerrütteten, so doch sehr verwickelten Vermögensverhältnisse wegen, die ihr der Kammerherr hinterlassen.

Wenn Frau von Redow Besuch bei sich sah, so kam derselbe fast immer von außerhalb. Am häufigsten besuchte sie jener wackere Landjunker Herr August von Zabeltitz, der, wenn er in seinen Geschäften nach Berlin kam, fast niemals unterließ, der Kammerherrin seine Aufwartung zu machen, und ihr trotz seiner Derbheit niemals unangenehm war, weil seine ehrliche Seele eine wirkliche Anhänglichkeit für sie fühlte, die sie indessen nur der Verwandtschaft des Herrn von Zabeltitz mit ihrem verstorbenen Gemahl zu danken hatte. Zabeltitz hatte den Better bei dessen Lebzeiten nicht leiden mögen, und oft genug hatte seine schwere Zunge Donnerwetter in millionenfacher Anzahl gegen den „Duckmäuser“ losgebrannt, der Tod aber hatte Alles versöhnt und der Wittve des Better's war er hilfreich zur Seite getreten, wo er vermochte; ja, er hatte sich in verschiedenen Geldangelegenheiten, wenn auch nicht gerade großmüthig, aber doch billiger und nachgiebiger gezeigt, als sonst seine Art war. Frau von Redow hatte ihm das hoch angerechnet, denn sie wußte, wie hart und eigensüchtig, wie geldbegierig Herr August von Zabeltitz war. Uebrigens konnte sie mit ihm auch über gemeinschaftliche Freunde reden,

denn der Landjunfer hielt „große Stücke,“ wie er sich ausdrückte, auf Herrn und Frau von Leist, namentlich aber auf Herrn von Kostitz, welcher nunmehr Major in russischen Diensten war.

Besonders angenehm war der Wittve der Besuch des Herrn von Zabeltitz, wenn er seine Frau oder seine Schwägerin mit nach Berlin brachte, was er von Zeit zu Zeit that. Die beiden Zwillingsschwestern hatten sich wirklich nicht getrennt; als Zabeltitz die Eine heirathete, war die Andere mit ihr aufs Land gezogen, und Fräulein Wilhelmine von Chevremont war ganz „Tante“ geworden, verzog die Kinder ihrer Schwester, vertrat deren Stelle, führte ein tapferes Regiment über die „Leute“ und wurde von ihrem Schwager mit all den Rücksichten behandelt, die er einer reichen Tante widmen zu müssen glaubte, um sich oder seinen Kindern deren Erbschaft zu sichern, um sie sicher „ins Haus zu schlachten,“ wie er das ziemlich verb nannte. Es versteht sich von selbst, daß er alle Arten schlauer ländlicher List anwendete, die „Tante“ von der Gefahr des Geheirathetwerdens zu schützen, was ihm auch trefflich gelungen war bisher wenigstens und was ihm, wie er hoffte, auch ferner

gelingen sollte, denn die „Tante“ mit ihrem langen altklugen Gesichte, ihrer hohen, ganz übermäßig schlanken Gestalt und der herrischen Art, die sie auf dem Lande bei Leitung der Wirthschaft angenommen, war trotz ihres Vermögens eben nicht vielen Anfechtungen von Seiten heirathslustiger Cavaliere ausgesetzt. Sonst hatten sich die beiden Schwestern Chevremont so ähnlich gesehen, als man das nur irgend von Zwillingen verlangen kann, das war aber anders geworden, nur mit Mühe hätte man jetzt noch die frühere Aehnlichkeit finden können, denn Frau von Zabeltitz war sehr stark geworden, das sonst so altkluge Gesicht hatte eine sehr gesunde Rundung gewonnen und zeigte einen Ausdruck von Behaglichkeit und Zufriedenheit, der in der That durch nichts zu stören war. Sie hatte Freude an den derben Späßen ihres Gemahls, selbst wenn dieselben zuweilen sehr unfein wurden, sie freute sich über ihre lustigen gesunden Kinder, selbst wenn sie höchst ungezogen sich benahmen, Verdrießlichkeiten im Hauswesen verdarben ihr niemals weder die Laune noch den Appetit, und mit stiller Schlaubeit begnügte sie sich mit dem Titel, den Ehren und den Vortheilen der Hausfrau, während sie ihrer Schwester

willig und gern die Mühen, Sorgen und Lasten dieser Stellung überließ. Je runder und behaglicher Frau von Zabeltitz wurde, desto hagerer und schärfer wurde Fräulein von Chevremont, und dem Landjunker war das gerade recht, daß seine Leute alles Mögliche thaten aus Liebe zu der guten gnädigen Frau, die Keinem ein böses Wort sagte, und mehr als das Mögliche aus Furcht vor dem gnädigen Fräulein, die wie das Wetter bald hier bald dort war und keinen Fehler, keine Nachlässigkeit ohne Rüge und Strafe ließ.

Beide Damen waren einst Freundinnen oder doch nähere Bekannte Elisabeths von Leist gewesen und nahmen noch immer herzlichen Antheil an der fernem Freundin, so weit ein solcher in den verschiedenen Verhältnissen, in welche sie durch das Leben gestellt worden, noch möglich war. Frau von Hedow aber sah sie immer gern, denn vor ihnen konnte sie ihre Elisabeth und deren Gemahl rühmen, überdem aber hatte sie auch Gefallen an der frischen Eigenart, die sich in beiden Schwestern auf dem Lande entfaltet hatte.

Es war an einem Markttag in der Woche vor Pfingsten — Herr und Frau von Zabeltitz waren bei

der Kammerherrin zum Besuch gewesen, hatten ihr frische Butter und die ersten Erdbeeren von der „Tante“ mitgebracht und ein paar Stunden bei ihr verplaudert, dabei aber waren allerlei freundliche Pläne gemacht worden, an denen selbst Herr August von Zabeltitz lebhaft Theil genommen hatte, der doch sonst gar nichts von Speculationen hielt, bei denen kein rechter Gewinn abzusehen war. Frau von Hedow hatte nämlich Briefe aus Königsberg erhalten, nach denen sie die Ankunft ihrer geliebten Elisabeth in einigen Tagen schon erwartete. Die Abreise des Majors von Leist aus Königsberg hatte sich verzögert, weil der biedere Kaufherr Herr Gustav Heinrich Rienäcker plötzlich gestorben war, und Elisabeth so wie Frau von Plez die gute gastfreundliche Madame Rienäcker nicht in den ersten Trauertagen verlassen wollten; die kleine, runde Frau, die sonst immer so heiter und guter Dinge gewesen, war durch diesen Todesfall ganz ernst und still geworden. Da war denn der edle Plez von Bessin, den die Sehnsucht nach seinem See nicht länger rasten ließ, den auch Arbeiten genug daheim erwarten mochten, allein abgereist und vor einiger Zeit schon in die Heimath

zurückgekehrt. Also erwartete Frau von Redow die Ankunft des Majors mit den beiden Damen und hatte schon die Zimmer, in welchen sie dieselben beherbergen wollte, mit herzlicher Freude in Stand gesetzt. Aber sie erwartete für denselben Tag noch mehr Gäste, denn sie hatte auch einen Brief von Bessin bekommen, in welchem ihr der edle Pletz die nahe Ankunft seiner beiden Söhne anzeigte, die er unter dem Schutze seines getreuen Lehnerdt Schaller nach Berlin senden wollte, um die Mutter zu überraschen bei ihrer Ankunft; die Kammerherrin hatte ihre ganze Wohnung für diese Besuche eingerichtet und selbst nach der Einrichtung in der Bedientenstube gesehen, damit es da ihrem alten Bekannten, Lehnerdt Schaller, an nichts fehle.

Die Kammerherrin freute sich wirklich herzlich darauf, auch diesen wackeren Menschen wieder zu sehen, und namentlich, denselben dem Major von Leist vorzuführen, um den sich Schaller einst in schweren Tagen wirklich große Verdienste erworben, mit dem er so manches ernste Abenteuer bestanden.

Herr und Frau von Zabeltitz hatten bei diesen Mittheilungen nun gleich den Plan gemacht, Leist's

wenn auch nur kurze Zeit bei sich zu sehen. Denn der Major wollte von Berlin aus ohne Aufenthalt nach Spankow, und das Gut des Herrn von Zabeltitz lag allerdings nur ein paar Stunden vom Wege ab. Frau von Zabeltitz hätte so gern die Freundin in ihrem Hause gehabt, und ihr Gemahl meinte, der Major könne eine so günstige Gelegenheit, seine Ochsen, seine Baumschule, kurz seine ganze Musterwirthschaft zu sehen, mit gutem Gewissen gar nicht verabsäumen.

Freilich bemerkte die Kammerherrin gleich, daß dieser Plan sich darum sehr schwer ins Werk setzen lassen werde, weil der Major in seinen Briefen die größte Ungeduld verrathe, zu seinem Sohn zu kommen, den er noch gar nicht gesehen, aber Herr August von Zabeltitz, der eine ganze Stube voll Söhne und Töchter hatte, die ihm oft genug im Wege waren, konnte das gar nicht begreifen und wollte keine Einwendungen gelten lassen, auch Frau von Zabeltitz, welche mehr Verständniß für die Sehnsucht einer Mutter hatte, die seit Jahresfrist beinahe von ihrem Kinde getrennt war, hat so lange, bis Frau von Redow endlich versprach, allen Einfluß, den sie bei Leist's habe, aufzuwenden, um sie zu dem kleinen Umweg und einem

kurzen Aufenthalt zu bewegen. So war denn ihr Besuch endlich zufriedengestellt geschieden, und Frau von Redow wendete ihre Aufmerksamkeit heiteren Sinnes wieder den Vorkehrungen zu, die sie zur gastlichen Aufnahme der lieben Freunde schon getroffen, die ihr aber immer noch unvollkommen vorkamen, an denen sie fort und fort Aenderungen und Besserungen vornahm, damit Jeder sich so freundlich und behaglich als möglich aufgenommen finde.

Seit langer, langer Zeit hatte sich die Kammerherrin nicht so freudig angeregt gefühlt, und mit einer Heiterkeit im Herzen und in den Augen, die selten bei ihr war, durchschritt sie die Räume, die sie für die Freunde eingerichtet hatte, bald hier, bald dort noch eine Aenderung vornehmend. Nur im Arbeitszimmer des Kammerherrn hatte nichts angerührt werden dürfen, das Bett für den Major war mitten in das Gemach gestellt, Tisch und Stühle dazu, sonst war die ganze Einrichtung dieselbe geblieben.

In ihren freundlichen Beschäftigungen aber wurde die Dame durch die Meldung gestört, daß der Prediger Mauwillon die Frau Kammerherrin zu sprechen wünsche. Da dieser hochgeachtete Geistliche der Frau von Redow

zwar, dem Namen nach, aber nicht persönlich bekannt war so war sie etwas erstaunt über diesen Besuch, ging aber sogleich, um denselben zu empfangen.

„Sie werden den Besuch eines ihnen persönlich Unbekannten entschuldigen,“ nahm der Geistliche, ein schon älterer Herr, sofort nach der Begrüßung das Wort, „meine Amtspflicht führt mich zu ihnen.“

Frau von Redow ließ sich ihrem Besuch gegenüber nieder und blickte denselben fragend an.

„Erlauben sie,“ fuhr dieser fort, „daß ich etwas weiter aushole, ehe ich zu der Bitte komme, die ich an sie zu richten habe.“

„Sie werden mich stets bereit finden,“ entgegnete Frau von Redow, „den Wünschen eines Mannes nachzukommen, dessen Namen ebenso geachtet ist, wie sein Beruf ehrwürdig.“

„Vor einigen Tagen, in voriger Woche,“ sagte der Prediger mit einiger Bewegung, „kam eine Frau meiner Gemeinde zu mir, die ich von Jugend auf kenne, und bat mich um meinen Besuch und geistlichen Zuspruch für eine Verwandte, welche nach langer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt sei und jetzt bei ihr krank liege. Mir entging die Angestlichkeit nicht,

mit welcher die Frau ihre Bitte vorbrachte; da es aber mein Grundsatz ist, in solchen Fällen nicht zu fragen und mich mit dem Vertrauen, das man mir ganz aus freien Stücken schenkt, zu begnügen, so entließ ich die Frau und versprach meinen Besuch für den Abend. Bei meinem Eintritt in die Wohnung wurde ich indessen nicht nur von der Frau, sondern auch von deren Manne mit so auffallenden Zeichen der Besorgniß empfangen, daß ich mich verpflichtet hielt zu fragen, und nun erfuhr ich, daß die Kranke selbst gar nicht den Wunsch hege, geistlichen Zuspruch zu empfangen, und daß sie erst auf inständiges Bitten ihrer Verwandten darein gewilligt habe, mich zu sehen. Da ich die Familie genau kannte, so war es mir leicht, zu erkennen, daß deren christlicher Sinn aufs höchste beunruhigt war durch das Benehmen der kranken Verwandtin. Ich mußte mich auf eine ernste Stunde gefaßt machen und trat, durch ein stilles Gebet gekräftigt, in das Krankenzimmer. Die Kranke lud mich sehr höflich ein, dicht an ihrem Bette Platz zu nehmen, weil ihr das laute Sprechen sehr schwer werde; dann sagte sie: „Die guten Leute hier, meine Cousine zumal, sind sehr in Sorge um mein Seelen-

heil, sie wünschten, daß ich mich mit einem Geistlichen unterhalten möge; ich wollte ihren Bitten nicht weiter widerstreben, weil sie mir freundlich sind, obwohl ich ihnen im höchsten Grade lästig sein muß; darum habe ich den Herrn Prediger um einen Besuch bitten lassen.“ Hier unterbrach ein heftiger Husten die Kranke, und erst nach langem, entsetzlichem Nöcheln und Stöhnen konnte sie weiter reden. „Sie sehen, wie es mit mir steht,“ fuhr sie fort, „ich bin am Rande des Grabes; es wäre Zeit, die höchste Zeit, mich zu bekehren, nicht wahr? — aber ich vermag's nicht, ich will davon nichts wissen!“ Die Heftigkeit, mit der die Kranke dies sagte, hatte einen neuen Hustenanfall zur Folge, der Ausdruck von Grimm in ihrem Gesicht war erschrecklich, ich faßte mich mit Mühe, um ihr zu sagen, daß es niemals zu spät sei, sich zu bekehren, und erinnerte an das Gleichniß von den Arbeitern, die noch in der eilften Stunde gekommen und ihren Lohn empfangen hätten. Sie hörte mir ruhig zu, sie unterbrach mich nicht, dann aber sagte sie mit schneidender Kälte: „Lassen wir das, Herr Prediger, es kann mir nichts helfen, Todesangst schüttelt mich, aber ich glaube nicht daran,

ich möchte gern daran glauben, aber ich kann nicht, darum lassen wir das! Wenn sie aber sich durch ihre Pflicht verbunden glauben, einer sterbenden Frau einen Dienst zu leisten, so . . ." Mitten im Satze brach die Unglückliche ab, ihr Leiden überfiel sie mit solcher Gewalt, daß es ihr nicht möglich war, wieder Kraft und Macht zum Reden zu gewinnen. Die Frau mußte furchtbar leiden, nicht allein leiblich, ich sah, daß sie von der entsetzlichsten Todesangst gefoltert wurde und sich vergeblich bemühte, sie zu bekämpfen. Ich schied an jenem Abend mit dem Versprechen von ihr, sie am andern Tage wieder zu besuchen; ich bin jeden Tag zu ihr gegangen, habe auch täglich einige Worte mit ihr gewechselt, sie hat in ihrer Schwäche auch meinen geistlichen Trost hingenommen ohne Widerspruch, und vielleicht ist ein Korn auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Aber erst gestern hat die Kranke wieder so viel Kraft gehabt, länger zu sprechen; es ist eine sehr, sehr unglückliche Frau, welche sie durch mich bitten läßt, Frau Kammerherrin, sie auf ihrem Sterbebette zu besuchen."

Mit gesenktem Haupt hatte Frau von Redow

schon längere Zeit zugehört, jetzt richtete sie sich auf und sprach scharf: „Herr Prediger, sie sind einer der Geistlichen der französischen Colonie hier, es giebt schwerlich mehr als eine sehr unglückliche, ja, sicher sehr unglückliche Frau der Art, welche den Wunsch hegen könnte, mich an ihrem Sterbebette zu sehen; es ist die Wittve des Geheimraths von Reimbach, die mich sehen will, sie gehört von Geburt der französischen Colonie an. Habe ich recht?"

„Es ist diese unglückliche Frau!" erwiderte der Geistliche.

„So bin ich bereit, ihnen zu folgen," erklärte die Kammerherrin mit leiser Stimme, „obgleich sie wohl kaum wissen können, was sie von mir verlangen."

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" sagte der Prediger ernst mahnend.

Die Dame blickte eine Weile vor sich nieder, dann reichte sie dem Geistlichen ihre Hand und schaute ihm mit einer Art von Beschämung ins Gesicht. Er konnte in ihren Blicken lesen, daß die Kammerherrin dieser Schuldigen verzeihen hatte oder doch sich bemühte, ihr zu verzeihen. Er drückte ihre Hand

leise, durch seinen Druck sie ermutigend und ihr andeutend, daß er ihr Bundesgenosse sein wolle, ihr Helfer in dem Kampfe gegen sich selbst, gegen die Gefühle des Zornes und der Rache, die sich noch einmal mächtig erhuben in der Brust der Wittwe, die das Bild ihres gemordeten Gemahls wieder vor sich sah, blutig und mit zerschmettertem Haupt, die sich plötzlich erinnern mußte, wer eigentlich den unglücklichen Mann erst an den Rand des Verderbens gelockt und ihn dann gemordet hatte.

Beide schwiegen eine ziemliche Weile, die Kammerherrin kämpfte mit ihren Empfindungen, Prediger Mauwillson, ein geübter Seelenarzt, störte sie nicht; erst als Frau von Redow aufschaute und mit nassen Augen zwar, aber mit mildlächelnder Miene seinem Blick begegnete, da wußte er, daß er diese Frau sich selbst getrost überlassen könnte, da erhob er sich und fragte freundlich: „Wann darf ich sie abholen, Frau Kammerherrin, zu diesem Werke der Liebe? es sind uns vielleicht nur wenige Stunden noch dazu gegönnt!“ setzte er hinzu.

„Ich will in einer Stunde bei ihnen sein!“ entgegnete Frau von Redow fest, und ihre Augen leuch-

teten in noch höherem Glanz wie sonst, wenn sie die langen Wimpern erhob.

Der Geistliche verbeugte sich tief vor der Dame, als er sie verließ, sie hatte ihm durch ihre ernste, rasch entschiedene Weise, durch ihre sichere Haltung große Achtung eingeflößt.

Raum hatte der Prediger das Haus der Wittwe verlassen, als sich dieselbe in dem Zimmer ihres verewigten Gemahls einschloß; sie verweilte lange darin. Wir wollen ihr nicht in dieses Gemach folgen, sondern nur bemerken, daß sie dasselbe mit festem Schritte und erhobenem Haupte verließ.

Es war fast Mittag, als sie bei dem Geistlichen ankam, der sie schon erwartet hatte und sogleich mit ihr den Weg antrat.

Sie hatten weit zu gehen, es war eins der damals noch einzeln stehenden Häuser der Schlesiſchen Vorstadt das Ziel ihres Weges. Eine Strecke Weges gingen sie schweigend nebeneinander her, als die Straße einsamer wurde und selten ein Mensch ihnen entgegenkam, da nahm der Prediger das Wort und sprach mit bewegter Stimme: „Sie dürfen nicht erwarten, in der

Kranken eine Heuige zu finden; aber ich will bekennen, daß ich hoffe, ihr Besuch werde dies arme verstockte Herz der Heue öffnen.“

„Wöchte sich ihre Hoffnung erfüllen!“ erwiderte Frau von Redow seufzend.

„Es ruht eine schwere, eine furchtbare Last auf der Seele dieser Unglücklichen,“ fuhr der Prediger fort, „es fehlt da nicht an Erkenntniß, offenbar will sie ihre Seele erleichtern durch ein Bekenntniß gegen sie, vielleicht giebt mir Gott dann die Kraft, daß mein Wort Eingang findet.“

Die Kammerherrin blickte den Geistlichen traurig an.

„Ich weiß, was ihr Blick sagen will,“ sprach der Prediger nach kurzem Besinnen, „sie fürchten, daß ich mich täusche, es ist möglich und nach menschlicher Erkenntniß auch wahrscheinlich; aber Gott ist viel barmherziger, als wir Menschen meinen, ich hab's oft erfahren.“

Sie gingen wieder eine Weile schweigend, dann sagte die Kammerherrin plötzlich und mit einiger Aufregung: „Möge mir Gott verzeihen, wenn ich jener Unglücklichen Unrecht thue, aber ich habe eine Ahnung,

lieber Herr Prediger, welche mir sagt, daß jene Frau nicht die Absicht hat, ihr Herz zu erleichtern, sondern, daß sie durch ihre Bekenntnisse noch eine böse Tücke üben will gegen mich.“

„Sie fürchten das?“ fragte der Geistliche sichtlich erschrocken.

„Ich ahne es, aber ich fürchte es nicht!“ entgegnete die Kammerherrin fest.

„Das Benehmen jener Unglücklichen ist der Art,“ erklärte der Prediger jetzt, „daß ich die Möglichkeit einer solchen Tücke nicht bestimmt in Abrede stellen kann, obwohl ich es nicht besorge; aber vielleicht habe ich doch nicht recht gethan, sie hierher zu führen?“

Der Geistliche sah die Dame zweifelhaft und unschlüssig an.

„Sie haben recht gethan,“ versetzte Frau von Redow rasch, „sie erfüllen ihre Pflicht, ich die meine, und ich fürchte die Tücke nicht.“

„Ich habe Grund zu hoffen, einzelne unbewachte Aeußerungen lassen mich hoffen!“ sagte der Prediger, mehr um sich selbst in seiner Hoffnung zu bestärken, als um die Dame zu ermutigen, die längst fest entschlossen war, obgleich sie sich von vornherein gesagt

hatte, daß es der gewandten heuchlerischen Frau wohl gelungen sein könnte, selbst diesen erfahrenen Geistlichen zu täuschen. Sie hatte keine Reue gezeigt, eine geheuchelte Reue würde der Prediger durchschaut haben, aber sie hatte die Möglichkeit einer solchen durchschimmern lassen, ob das Ernst oder Heuchelei, das konnte kein Mensch sicher wissen, den Geistlichen aber mußte solche Möglichkeit von Berufswegen fesseln; das waren die Gedanken, deren sich die Kammerherrin von Redow nicht erwehren konnte von Anfang an, und obgleich sie dieselben abzuweisen suchte und ihren Sinn nur auf die Versöhnung zu richten trachtete, so drängten sie sich ihr immer wieder und immer lebhafter auf, je näher sie ihrem Ziele kamen.

Die Cousine der Geheimrätthin von Reinbach war die Frau eines Seidenwebers; sie war von derselben, als sie noch eine große Rolle in Berlin spielte, ganz vernachlässigt worden, die Kranke und Elende hatte eine Zuflucht bei der einst verachteten und vergessenen Verwandtin gesucht und gefunden.

Die Frau war allein im Hause, schüchtern, beinahe scheu hielt sie sich von der Kammerherrin zurück, die

bei ihr eingetreten war, während der Prediger die Kranke auf den Besuch vorbereitete.

Frau von Redow that einige Fragen nach der Krankheit und nach dem behandelnden Arzt, sie erhielt leise und schüchterne Antworten.

„Kennen sie mich, liebe Frau?“ fragte die Kammerherrin.

„Ich habe ihren Namen oft von der Cousine gehört, gnädige Frau,“ erwiderte die Gefragte ängstlich, „sie hat schon lange gewünscht, sie zu sehen, zu sprechen, der Herr Prediger —“

Die Frau brach plötzlich ab, Thränen erstickten ihre Stimme.

Nicht ohne Befremdung blickte die Kammerherrin auf dieses eigenthümliche Benehmen und wahrscheinlich würde sie auch weiter gefragt und geforscht haben, wenn nicht gerade als sich die weinende Frau etwas gefaßt hatte und Frau von Redow das Gespräch wieder beginnen wollte, der Prediger Mauvillon zurückgekommen wäre.

Die Kranke erwartete ihren Besuch, hatte aber ausdrücklich verlangt, daß Frau von Redow allein zu ihr komme und allein bei ihr bleibe.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, aber gefaßt und ruhig trat die Kammerherrin in das beinahe ärmliche, aber saubere Krankenzimmer der Geheimrätthin von Reinbach. Helles Licht herrschte in dem engen Gemach, der Sonnenschein drang bis in den tiefsten Winkel, die Kranke fürchtete sich vor Schatten, Dämmerung und Dunkelheit und suchte sie ängstlich zu vermeiden.

Als Frau von Nedow eintrat, saß die Kranke, durch Kissen unterstützt, beinahe ganz gerade in ihrem Bette und blickte ihr entgegen; offenbar hatte sie förmlich Toilette gemacht, ihr Nachtzeug war sehr sauber und die Kanten an dem Besatz der Nachthaube schienen geflißentlich so weit als möglich in das Gesicht hineingezogen zu sein, dennoch erreichte die Unglückliche ihre Absicht nicht. Sie wollte die Spuren der furchtbaren Abzehrung verstecken, der sie verfallen war, aber dieselben waren so entsetzlich, daß die Kammerherrin mit Mühe ihren Schauer vor dem Anblick eines Gesichtes überwand, das einem Todtenkopf schon ähnlicher war, als dem Antlitz eines lebendigen Menschen. Mächtig vergrößert erschienen die Augen, aber sie hatten noch immer jenen falschen,

schillernden Ausdruck, und um die schmalen farblosen Lippen, die jetzt die Zähne sehen ließen, schwebte noch ein Schatten von jenem süßlichen Lächeln, das einst der Geheimrätthin so wohl gestanden.

Die Kranke hob ihre abgekehrte Hand, eine wahre Knochenhand, auf und deutete mit einem unnatürlich spitzen Zeigefinger auf einen Stuhl, der in einiger Entfernung von dem Bette stand. Die Kammerherrin nahm schweigend Platz, sie hatte Zeit, sich zu sammeln, denn erst nach einer längeren Pause begann die Kranke zu reden, und zwar mit ziemlich kräftiger Stimme: „Als der Prediger zu ihnen kam und ihnen sagte, daß ich sie bitten ließe, mich zu besuchen, da haben sie vielleicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich auf dem Sterbebette bekehrt hätte, daß ich sie rufen lasse, um sie um Verzeihung zu bitten, möglicherweise auch, um gut zu machen, was ich gegen sie gethan; das haben sie aber nicht lange geglaubt, denn sie sind eine kluge Frau, ich weiß es, und sie sind auf den Gedanken gekommen, daß ich sie habe rufen lassen, um mir eine letzte teuflische Freude auf Erden zu machen und sie zu kränken durch Mittheilungen aus dem früheren Leben ihres Gemahls.

Sie brauchen mir Nichts zu sagen, ihre Mienen sagen mir's schon, daß ich ganz richtig gerathen habe. Nun, kluge Frau Kammerherrin, sie haben sich beide Male getäuscht in ihren Voraussetzungen."

Die Kranke hielt einen Augenblick inne, eine Art von triumphirendem Spott zeigte sich in ihren Augen. „Ich bin keine Reuige,“ fuhr sie dann eiskalt fort, „ich denke nicht daran, sie um Verzeihung zu bitten, aber ich habe auch nicht die Absicht, sie zu kränken.“

„Und was wollen, was wünschen sie von mir?“ fragte Frau von Redow ernst, als die Kranke schwieg, „was sie mir gethan haben, das habe ich ihnen verziehen, sie brauchen nicht erst darum zu bitten, fernere Kränkungen kann ich in Geduld und Langmuth hinnehmen, ich fürchte sie nicht, Madame!“

Man konnte nicht bemerken, ob der hohe Ernst, mit welchem die Kammerherrin sprach, Eindruck auf die Kranke gemacht hatte, diese führte mit zitternder Hand ein Glas zum Munde, das neben ihr stand, und trank einige Tropfen.

„Sie sind meine Feindin gewesen,“ flüsterte die Geheimrätthin, nachdem sie getrunken, „sie haben mir

feindlich entgegen gestanden, ich ihnen, sie zwangen mich zur Flucht, ich habe mich dafür gerächt.“

Es klang doch fast, als ob die Kranke sich entschuldigen wolle, Frau von Redow antwortete nicht; bei der directen Erinnerung an Ermordung ihres Gemahls faltete sie die Hände, es war ihr fester Entschluß, Alles, was an Groll und Rachegefühl noch in ihr war, zu bekämpfen.

„Ich weiß,“ nahm die Kranke wieder lauter sprechend das Wort, „daß ich sterben muß in wenigen Stunden, in der nächsten vielleicht schon, bei dem nächsten Hustenanfall kann ich ersticken, es ist erschrecklich, das zu wissen! Sie sagen, ich solle bereuen und mich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, ich vermag's nicht, ich kann's nicht — ich könnte die Leute betrügen, die arme Cousine hier und ihren Mann, aber ich kann mich nicht reumüthig stellen, denn so viel ich darüber sinnen und denken mag, ich muß gestehen, daß ich, wenn mein Leben noch ein Mal begönne, nicht besser, sondern nur klüger handeln würde. Sie nennen das Verbrechen, nun ich habe dies Verbrechen begangen, nicht aus Lust daran, sondern um eine

große Rolle im Leben spielen zu können, um üppig zu schwelgen, um zu genießen, um nicht eine französische Mamsell zu bleiben. Ich war eine arme Gouvernante, aber meine Sinne verlangten nach Genuß, ich habe mir Alles das erobert, was mir die Verhältnisse versagt hatten, und ich würde es wieder thun, wenn ich noch ein Mal gesund und jung wäre. Ich glaube an Gott, ich zittere vor ihm, seine Strafgerichte haben schon begonnen an mir, aber bereuen kann ich nicht, und ich fürchte ihn noch mehr zu beleidigen, wenn ich Neue heucheln wollte.“

Die Kranke zitterte und bebte bei diesem furchtbaren Bekenntniß, mit einem Grauen ohne Gleichen blickte die Kammerherrin auf das Skelett, für das die Erkenntniß eine so entsetzliche Strafruthe geworden war.

„Ich kann keinen Gewinn mehr ziehen von meinen Thaten,“ fuhr die Unglückliche, nachdem sie sich eine Weile erholt hatte, mit leiser Stimme fort, „hier sind die Papiere, durch deren Verlust sie in Armuth gekommen sind; sie brauchen mir dafür nicht dankbar zu sein, denn ich würde dieselben nicht zurückgeben,

wenn ich die geringste Aussicht hätte, dieselben selbst nützen zu können. Ich gebe ihnen ihr Eigenthum aber nicht ohne Bedingung zurück, denn was könnte mir eigentlich daran gelegen sein, ob sie arm sind, oder reich, der Erfüllung meiner Bedingung aber bin ich sicher, weil sie Elisabeth lieben. Um mich an dem elenden Leist zu rächen, habe ich Reinbachs Tochter unglücklich gemacht, ich habe dem Leist Elisabeths Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon verrathen ich kenne den Narren gut genug, um zu wissen, daß er Elisabeth verstoßen haben wird; Elisabeth ist immer sanft und freundlich gegen mich gewesen, ich habe ihr viel Leides zugefügt, nicht weil ich ihr wehe thun wollte, sondern weil es mein Vortheil erheischte, darum thut es mir leid, daß sie zuletzt ganz unglücklich durch mich geworden ist, und sie sollen ihr mit dem Vermögen, daß ich ihnen zurückgebe, wenigstens ein sorgenfreies Leben sichern. Das ist eine von den wenigen Thaten, die ich wirklich bereue, ich wünsche aufrichtig, ich hätte Reinbachs Tochter nicht unglücklich gemacht.“

Die Kranke schwieg erschöpft und hielt die Pa-  
Bon Zena nach Königsberg. III. 14

piere in ihren Händen, die sie unter ihrem Kissen bis dahin versteckt gehalten, die Kammerherrin aber stand auf und sagte so mild und freundlich als ihr irgend möglich war: „So ist's doch ein Trost, den ich ihnen gewähren kann, wenn ich ihnen sage, daß Elisabeth in glücklichster Ehe mit ihrem Gemahl lebt, zwar hat Leist lange und schwer gelitten in Folge ihrer Anzeige, aber er hat sich überzeugt, daß seine Gemahlin jener großen Gefahr glücklich entgangen ist, daß der fremde Kaiser sie nicht gesehen hat in jener Nacht, obwohl sie schon in seinen Händen war; das Glück Elisabeth's haben sie nicht gestört.“

Diese Erklärung schien einen mächtigen Eindruck auf die Unglückliche zu machen, sie faßte mit den knöchernen Fingern hin und her auf der Bettdecke, sie flüsterte unverständliche Worte, es dauerte lange, ehe sie sich wieder so weit gefaßt hatte, daß sie der Kammerherrin durch einen bittenden Wink zu verstehen geben konnte, sie trinken zu lassen. Frau von Redow hielt der Geheimrätthin das Glas an die lechzenden Lippen und ließ sie trinken.

„Ich danke ihnen,“ flüsterte diese, nachdem sie

getrunken, „sie zittern, es ist ihnen schwer geworden, sie fühlen Abscheu, Grauen vor mir, und ich begreife das, aber ich habe doch Reinbachs Tochter glücklich gemacht, denn ich habe sie mit Leist verheirathet und ich habe, wie sie sagen, Elisabeth's Glück nicht gestört — es ist mir lieb, daß sie glücklich ist, hätte nicht gedacht, daß mich noch etwas freuen könnte auf Erden, aber das freut mich. Nehmen sie die Papiere, nehmen sie, ich kann sie nicht mehr brauchen.“

„Ich danke ihnen!“ sagte die Kammerherrin ruhig, als sie die Papiere aus der bebenden Hand nahm, welche die leichte Last kaum noch zu halten vermochte.

„Denken sie, sie hätten wieder gefunden, was sie verloren,“ flüsterte die Kranke hastig, „ein Findex-lohn, meine Cousine ist arm, viel Angst um mich, gute arme Leute!“

Sie sank in ihre Kissen zurück.

„Ich will für ihre Verwandte sorgen, ich verspreche ihnen das!“ sagte die Kammerherrin, sich im schmerzlichsten Mitgefühl zu der Unglücklichen niederbeugend.

„Großmuth!“ hauchte die Kranke.

„Soll ich ihnen den Prediger rufen?“ fragte Frau von Redow, der die mächtig zunehmende Schwäche der unglückseligen Frau nicht entging.

Ein eigenthümlicher Blick, halb spöttisch, halb verzweifelt angstvoll antwortete ihr, sie eilte indessen den Geistlichen zu rufen. Der Prediger ging, begleitet von der Hausfrau, hinaus; die Kammerherrin blieb allein, die muthige geistesstarke Frau war so heftig erschüttert, daß sie laut weinte, als sie sich allein sah.

Etwa eine halbe Stunde später kam die Seidenwirkerfrau wieder, um zu sagen, daß die Geheimrätthin offenbar im Sterben liege und heftig nach ihr verlange, daß sie bis dahin den Prediger ruhig habe gewähren und reden lassen, ohne ihn, mehr mit ihren Gedanken beschäftigt, rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Kammerherrin ging hinaus und trat an das Bett der Sterbenden, an welchem der Geistliche mit ernster, kummervoller Miene saß. Frau von Redow beugte sich über die Sterbende, die sie augenblicklich erkannte.

„Ich sterbe,“ sagte sie kaum hörbar, „sie haben

mir die letzte Freude gemacht, denn nun beginnt die Verdammniß; Redow war nicht schuldig in dem Haugwig'schen Handel, ich verstrickte ihn durch Andere, es wird sie freuen, das zu hören, wollte — oh!“ —

Die Worte erstarben auf den Lippen der Unglücklichen, die Kammerherrin bebt zurück vor dem Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens, mit dem sie die Augen der Sterbenden anstierten, sie trat bei Seite und faltete ihre Hände.

Der Geistliche faßte die Hand der Geheimrätthin, die schwer zu röcheln begann, er beugte sich zu ihr und betete mit lauter Stimme das Vaterunser — die schon halbgebrochenen Blicke stierten gräßlich in's Leere, das Gesicht verzog sich furchtbar, der ganze Körper zuckte zwei, drei Mal zusammen — der Todeskampf war vorüber, der Prediger ließ die Hand der Todten, die er bis dahin gehalten, aus der seinen und kniete betend nieder an dem Bett.

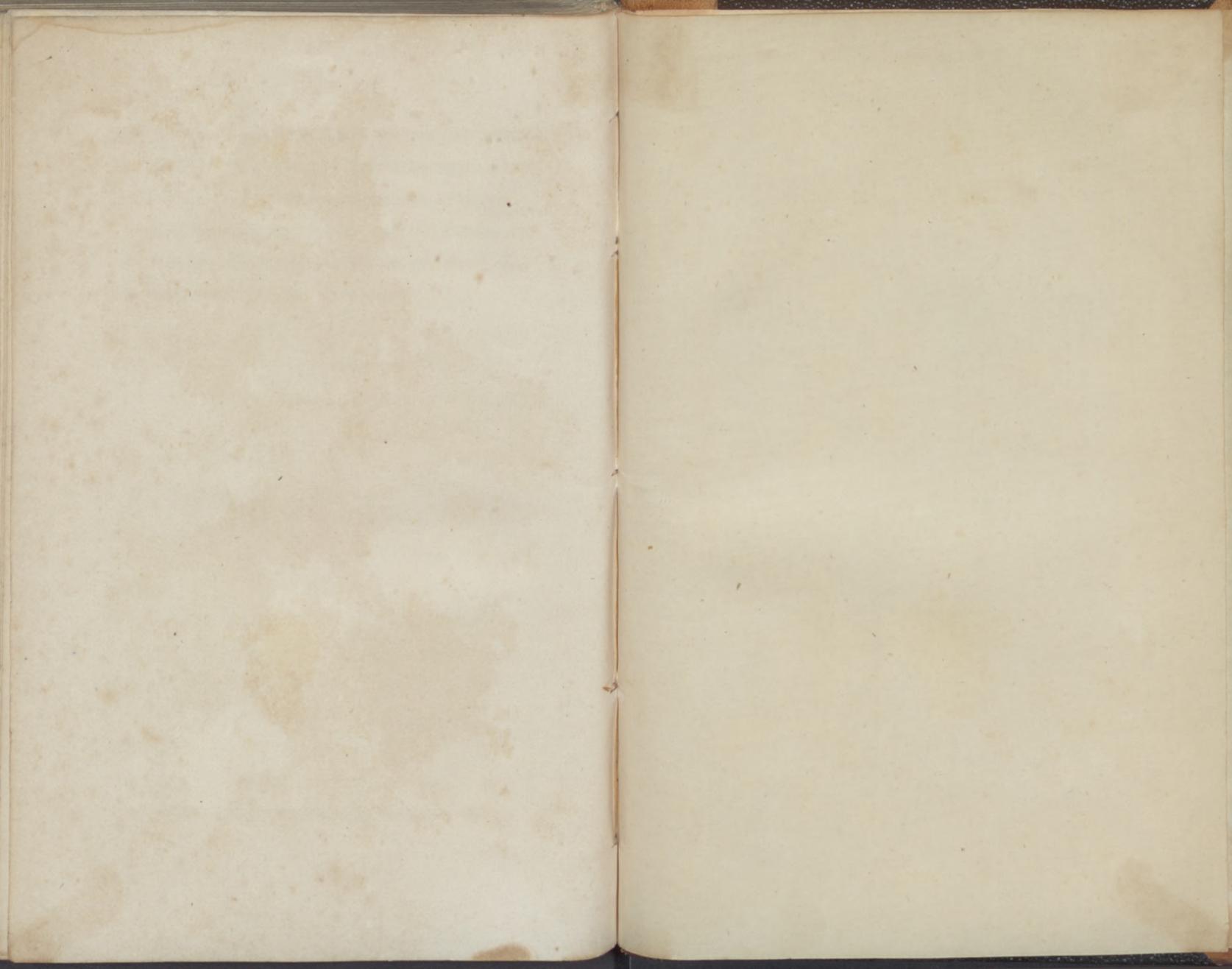
Erst als er sich erhob, brach die Verwandte der Erblichenen in lautes Weinen und Klagen aus.

Mitleidig trat Frau von Redow zu ihr und

sagte tröstend: „In ihren letzten Worten noch mühetet  
sich die Sterbende, mir eine Freude zu machen, das  
Andenken eines ihr Vorangegangenen zu reinigen!“

Der Prediger aber sprach ernst: „Glaubet ihr  
nicht, daß die Barmherzigkeit Gottes größer ist, als  
aller Menschen Wissen und Verstehen?“





Biblioteka Główna UMK



300046683097

Biblioteka Główna UMK



300046683097